

**www.e-rara.ch**

## **Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk**

**Zschokke, Heinrich**

**Aarau, 1849**

**ETH-Bibliothek Zürich**

Shelf Mark: Rar 43231

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-92254>

[Kapitel 21 - 30.]

---

### **www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

## Die Mäze von Wallis gegen Naron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Herrn Zoppo Kunst.

(Vom Jahr 1419 bis 1426.)

Noch waren jetzt kaum hundert Jahre seit der That Wilhelms des Zellen vergangen, und die Städte und Orte der Schweiz, ehemals dienstbar, hatten sich nun andere dienstbar gemacht, und waren denjenigen furchtbar geworden, vor welchen sie sonst gezittert hatten. Und die Söhne jener alten Helden und Ritter, die vorzeiten auf ihren Burgen von den Felsen her den Städten gedroht hatten, warben nun demüthig um Burgrecht bei ihnen, oder verkauften ihnen ihre Ländereien und zogen außer Landes, um nicht unadelichen Bürgern gehorchen zu müssen.

Da fühlten die Städte und Orte der Eidsgenossenschaft ihre Kraft und wurden kriegerisch stolz, und ihre Krieger-Ehre ließen sie nicht ungestraft verachten, weder vom Feinde noch vom Freunde. Das sah man in den Händeln wegen Richard von Naron, des Landeshauptmanns von Wallis.

Es war nämlich geschehen, daß die Eidsgenossen, als sie mit den Arnern das Livinenthal erobert, auch das benachbarte Ossolathal besetzt und schwache Besatzung daselbst gelassen hatten. Der Herzog von Mailand, um den Schweizern nicht Ossola zu lassen, hatte es dem Herzog von Savoyen verkauft. Dieser schickte Kriegsvolk nach Ossola durch Wallis; der Freiherr von Naron zeigte den Weg durchs Gebirg, und die wenigen Schweizer mußten davon ziehen.

Es sprach der Freiherr von Naron: „Wäre ich dabei gewesen, kein Schweizer wäre lebendig davon gekommen!“ Solche hochmüthige Rede verdroß die Unterwaldner und Arnern; sie verklagten ihn vergebens bei Bern, wo der Freiherr Bürger war; darum wiegelten sie die Landleute im Wallis

gegen ihn auf. Die Landleute im Wallis hatten schon vielerlei Klagen wider ihn, daß er unwilligen Bund mit Savoien gemacht; daß er und die Großen im Lande das alte Herkommen vergäßen und Knechtschaft aufbringen wollten. Die Männer von Brieg sagten: „Soll Wallis in seinen alten Rechten bleiben, muß man den großen Herren Zaum und Gebiß anlegen; dazu müssen alle Ehrenmänner helfen.“

Und es gingen nach uralter Sitte des Landes einige Männer hinaus mit einer großen Keule, worin ein trauriges Menschenantlitz geschnitzelt war, und wanden Ruthen und Dornen umher; dies stellte die unterdrückte Gerechtigkeit vor und ward von den Wallisern die *Maße* genannt. Die *Maße* stellten sie auf öffentlichen Platz, das Volk lief herzu, und ein kühner Mann trat zur Keule, als *Magenmeister*, und hielt sie. Dann redeten Viele aus dem Volk die Gestalt an und sprachen: „*Maße*, warum trauerst du? *Maße*, warum bist du hier?“ Sie aber antwortete nicht. Andere fragten: „*Maße*, wir wollen dir helfen, zeig' an, gegen wen? Fürchtest du den Sillenen? Macht dir der Asperling Bein, oder der Genngarten? Die *Maße* stand und schwieg. Als man aber den Landeshauptmann von Naron nannte, verbeugte sie sich tief bejahend. Darauf erhoben sie die *Maße*, trugen sie durch alle Rehten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die *Maße* wolle zum Landeshauptmann und allem seinem Anhang und zum Bischof von Sitten, seinem Neffen.

Als der Herr von Naron den Aufstand des erbitterten Volks sah, floh er nach Savoien und schrie zum Herzog um Hilfe. Die Landleute legten aber seine große Burg auf der Höhe ob Siders, und seinen Thurm und des Bischofs Weste ob Leuk in Asche, und belagerten sein starkes Schloß *Beauregard* auf dem Felsen hoch über Chippis. Alles zerstörten sie ihm, und der Herzog von Savoien fürchtete sich, ihm beizustehen.

So eilte er nach Bern, wo er Bürger war, und flehte

um Hilfe und Rettung. Aber die von Wallis wandten sich an Uri und Unterwalden, errichteten als freie Landleute mit ihnen Landrecht zu gegenseitiger Hilfe, und versprachen, ihnen wieder zum Besiz von Ossola zu helfen, welches Thal an Wallis stößt. Sofort zogen die Urner und Unterwaldner über die höchsten Alpen; Schwyz, Luzern und Zürich zogen mit; die Walliser auch, und das ganze Eschenthal oder Ossola ward wieder eingenommen.

Bern aber nahm sich des Freiherrn von Raron bei allen Eidsgenossen an und forderte Recht für denselben. Es ward lange darum gehandelt. Bern wollte einen Zug ins Wallis thun und bot die Eidsgenossen auf. Aber Unterwalden und Uri weigerten sich, auch Luzern. Da drohte fast ein Krieg unter den Eidsgenossen selbst. Solches zu verhüten, setzten die unparteiischen Orte einen Tag an in Zürich, und nachdem sie für und wider Raron Alles angehört hatten, sprachen sie: „Vor Allem muß Wallis erst den Freiherrn in sein geraubtes Eigenthum wieder einsetzen; dann soll er dem Lande Recht halten um alle Klagen.“

Allein die Parteiführer im Wallis wollten diesen Spruch nicht, und wiegelten das Volk auf zur Hartnäckigkeit. Sie brachten Leute zusammen, fielen ins Oberhasli ein und raubten die Schafsheerden und führten sie hinweg, weil auch der Freiherr von Raron vorher mit Oberländern ins Wallis einge drungen wäre, und übel gehauset habe. Sofort schickte Bern zur Sicherheit seiner Pässe einen Gewaltthausen gegen Wallis. Noch einmal wollten Schwyz und Zürich vermitteln. Die Walliser aber gaben nicht nach und begehrten lieber Krieg, als Billigkeit.

So zogen denn die Berner, verbunden mit den Bannern von Freiburg, Solothurn, Neuenburg und andern, dreizehntausend stark, durch die höchsten Alpen gegen den Zehnten Gombs, und über das Gebirg Sanetsch gen Siders in Wallis. Es kam ihnen auch Weistand von Schwyz; aber den Wallisern, wegen ihrer Halsstarrigkeit, keiner von Uri,

noch Unterwalden. Viele Dörfer gingen in Flammen auf. Schrecken lief durch das ganze Wallis.

Doch ein gemeiner Landmann, Thomas Brantschen, ermannte sich und seine Mitbürger durch herzhaften Sinn und sprach, als er die plündernden Feinde gegen das Dorf Ulrichen vordringen sah: „He, wo bleibet Wallis, das alte Heldenland? Haben nicht unsere Väter bei Ulrichen vorzeiten den Herzog von Zähringen blutig aufs Haupt geschlagen? So laffet uns denn noch einmal hier für Vaterland und alte Freiheit kämpfen, oder ruhmvollen Tod suchen!“

So schrie er und stürzte mit vierhundert tapfern Wallisern in die Tausende der Eidsgenossen, aus einem Hinterhalt, da sie sorglos vorbeizogen. Brantschen stritt als Held. Bierzig Bernerleichen lagen vor ihm; da starb auch er, der Löwe von Wallis. Und Entsetzen war unter den Bernern. Sie wankten. Da erschien der Zugzug von Schwyz, der zwang die Walliser, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Keiner verfolgte sie. Folgendes Tages zogen die Eidsgenossen aus dem Wallis zurück. Denn auch bei Sitten hatte Wallis gewaltig gegen die Saanenleute gestritten.

Darauf ward abermals über Frieden gehandelt. Nur mühsam ließen sich die Walliser endlich gefallen, dem Freiherrn Naron die Herrschaften zurückzuerstatten und für allen erlittenen Schaden zehntausend Gulden zu geben, den Bernern aber für Kriegskosten eben so viel; dem Hochstift Sitten viertausend. Das geschah im Jahr 1420, wenige Wochen nach der Heldenthat des Thomas Brantschen. Aber der Freiherr von Naron starb fern von seinem Vaterlande. Auf ewig ward der Glanz seines Geschlechts dahin, weil er nicht die Liebe des Volks zu gewinnen verstanden hatte.

Unterdessen hatte der Herzog von Mailand noch nicht das Ossolathal vergessen können, und ward zorniger, wie er sogar vernahm, daß die Eidsgenossen von den Freiherrn von Sar, den damaligen Herren von Bellinzona, diese Stadt und die ganze Landschaft, vom Vivinenthal bis zum Langen-

see, um zweitausend vierhundert Gulden erkaufte hätten. Heimlich rüstete er, und überfiel dann mit großer Macht Ossola und Bellinzona. Alles, sogar Livinen, mußte ihm Treue schwören.

Zu spät für ihre Rache brachen die Eidsgenossen auf. Seit Eroberung des Argaues war schon nicht mehr die alte Eintracht bei ihnen. Das hatte sie verzögert. Zwietracht schwächte nachher auch den Ruhm eines blutig erkaufte Sieges, als sie über den Gotthardt gezogen und im Felde von Arbedo, unweit Bellinzona, auf Mailands Macht gestoßen waren. Vom Morgen bis zum Abend ward da von allen Eidsgenossen gegen welsche Kunst und Verzweiflung gestritten. Es sanken viele edle Herren vom Schweizerland, Hans Rot, Landammann von Uri, Heinrich Büntiner, Landführer von Uri, und der greise Peter Kolin, Ammann und Bannerherr von Zug. Sterbend fiel Kolin mit dem Banner vor seiner Schaar. Seiner Söhne einer zog unter des Vaters Leichnam das Banner hervor und hob es blutig über die Schlachthausen. Auch er ward des Todes Beute; aber nicht das Banner die Beute des Feindes. Johannes Landwing hat es gerettet. Das geschah am 30. Brachmonat 1422.

Traurig um so viele Todte und den schlechten Sieg, und Einer dem Andern Vorwürfe machend, zogen die Eidsgenossen über den Gotthard zurück. Nur Livinen hielten sie besetzt. Jahre lang haderten sie um das, was geschehen müsse, und brauchten halbe Mittel mit halber Lust, und richteten darum nichts gegen Mailand aus.

Solches verdross den Petermann Nysig, einen herzhafte Mann vom Lande Schwyz. Der sammelte fünfhundert kühne Männer zu sich, ging mit denselben über den Gotthard, dann rechts ins Ossolathal über die Berge, vertrieb da die mailändischen Besatzungen und hielt fest. Alle Macht von Mailand brach auf gegen das Thal. Aber Petermann Nysig hielt fest. Nun erst erwachten alle Eidsgenossen,

durch die That der wenigen Schwyzerhelden ermuntert, und zogen gen Ossola. Aus Solothurn, Wallis, Toggenburg und Nstätten kamen Hilfsvölker. Darüber gerieth der Herzog von Mailand in Verzagtheit; aber was er mit Gewalt des Schwertes nicht mehr hoffen konnte zu erstreiten, das erwartete er von seiner Klugheit.

Und er sprach zu seinem Kammerherrn Zoppo: „Gehe mit meinem Geld zu den Eidsgenossen und unterhandle mit ihnen.“ Da ging Herr Zoppo, fuchsflug und ehrbar, that gar freundlich mit den Rathsherrn, und war sehr freigebig dazu; trennte sie von einander; bewog erst Uri, Nidwalden und Luzern, für sich abgesondert Frieden zu schließen, und gewann durch geheime Beredungen dann auch die Uebrigen. Und im Jahr 1426 ließen die Eidsgenossen um einunddreißigtausend und einige hundert Gulden, und um einige Vortheile und Zollbegünstigungen für ihre Kaufleute und Krämer, die Ossolathäler, Bellinzona, ja selbst Livinen wieder an Mailand fahren. Die Eidsgenossen zogen heim. Petermann Nysigs Heldenwerk war eitel gewesen; umsonst hatte vor Arbodo der edeln Koline Blut die Schlachtfahne roth gefärbt. Wahrlich, den Schweizern ist in alten und neuen Tagen kein gewaltiges Kriegsheer so furchtbar gewesen, als ein Herr Zoppo!

---

22.

**Im hohen Nstätten entstehen der Oberbund,  
der Gotteshausbund und der Zehngerich-  
tenbund zur Freiheit.**

(Vom Jahr 1426 bis 1436.)

Aber in derselben Zeit, da die Eidsgenossen um Geld verkauften, was sie mit dem Blute so vieler Helden erworben

hatten, zog ein anderer Geist durch die Thäler der hohen rhätischen Gebirge; das war der Geist der Freiheit, des ewigen Rechts und der Eintracht.

Im hohen Rhätien waren die Leute noch aus alter fränkischer Zeit dem Bischof von Chur, den Leuten von Disentis und Pfäfers und andern geistlichen Herren und zahllosen Grafen, Baronen und Adeltichen zinsbar, unterthänig und leibeigen. Die Stadt Chur hatte wohl mancherlei Vorrechte, aber vom Bischof auch mancherlei Plage. Und die armen Leute in den Dörfern litten gar sehr im Kriege, den die vielen großen oder kleinen Herren beständig unter einander führten; und litten eben so sehr im Frieden von der Härte und Grausamkeit ihrer Gebieter. Nicht Uri, Schwyz und Unterwalden hatten je böfsere Tyrannen gehabt, als Rhätien; aber Rhätien hatte auch seine Tellen.

Als nun Willkür, Eigennutz, Ungerechtigkeit und Hochmuth der vornehmen Oberherren am höchsten gestiegen war, da erinnerten sich die armen Leute in Rhätien, daß sie auch Menschen seien, und Gott ihnen, als seinen Kindern, ebenfalls Rechte ertheilt habe, die kein Tyrann verletzen dürfe. Und in einzelnen Thälern erwachte, durch einzelner Ehrenmänner Muth, der Muth des Volkes zur Errettung seines ewigen Rechts.

Im hohen grünen Thale des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbrauset gegen Tyrol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, das Schrecken des Landes. Da saß der Burgvogt des Gotteshauses Chur; ein Mann, grausam und wollüstig, der verwaltete und richtete im Namen des Bisthums das obere Engadin. Er sah die Schönheit einer Jungfrau im Dörflein Camogast, welches jenseits dem Inn, am Gebirg im Schatten seiner Arvenwälder liegt. Und er schickte seine Knechte aus, die sollten ihm die Jungfrau zuführen desselbigen Tages. Des erschrak des Mägdleins Vater, der da hieß Adam, und die Tochter verzweifelte. Adam aber faste

ein Herz und sprach zu den Knechten: „Saget dem Herrn, ich werde ihm mein Kind am Morgen selber ins Schloß bringen.“

Als sie hinweg gegangen, eilte der Vater zu Nachbarn und Freunden; sein Herz war voller Wuth, sein Auge voller Gluth. Er erzählte den Leuten, was geschehen sei, und rief: „Sind wir Menschen dieses Herrn Vieh geworden?“ Da kochte Zorn in Aller Brust, und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals Ende zu machen, oder alle unterzugehen.

Im Frühschein des Morgens aber führte Adam, der Camogaster, seine schöne Tochter, in Feierkleidern, wie eine Braut, geschmückt, nach Gardovall. Einige der Verschwornen folgten, wie im Brautgefolge; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalt versteckt, den Ausgang der Dinge abzuwarten; Alle bewaffnet.

Kaum sah der Kastellan das Mägdlein, sprang er fröhlich von den Stiegen des Schloffes hernieder, die Anschuld vor den Augen des Vaters zu umarmen. Da zuckte Adam von Camogast das Schwert und stieß es durch das Herz des Gewaltherrn. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern, und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Die Landschaft unter den Innquellen kaufte sich späterhin (1494) redlich von den Rechten der Gotteshaus-Herrschaft frei.

Im weidreichen Thale Schame, das sich zwischen hohen Alpen freundlich aufthut, und einst den Grafen von Werdenberg gehört hatte, saßen die Burgvögte des Bisthums Chur in den Schlössern Bärenburg und Gardün. Sie trieben mit dem Volke, was ihnen beliebte, auch das Schändlichste, und das Volk litt und schwieg. Nicht also litt und schwieg der starke Johannes Chaldar. Da man zwei Rosse des Herrn von Gardün in seine Saat trieb, ward er ergrimmt, daß er die Rosse zu Boden schlug. Dafür mußte er in

Ketten und Banden dulden, bis ihn die Seinigen mit großen Summen und tausend Thränen erlösen konnten.

Als Chalbar wieder froh bei den Seinigen war, und in seiner Hütte mit ihnen zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün herein. Alle begrüßten ihn mit Ehrerbietung; er aber sah stolz auf sie herab und spuckte ihnen in den Brei. Da loberte Chalbars Zorn, wie Wetterflamme; in Nacken und Gurgel des Gewaltherrn krallte sich Chalbars Faust: „Nun friß den Brei, den du gewürzet hast!“ schrie er und stieß den Kopf des bösen Wichts in die besudelte Speise und würgte ihn. Dann trat er vor die Hütte, rief das Volk auf. Der Sturm erging. In Blut und Flammen stürzten Fardün und Bärenburg zusammen. Der Bischof mußte dem Thal (1458) seine Rechte über dasselbe gegen Erlegung von 3200 Gulden überlassen.

Gleichwie in diesen Thälern die Oberherren durch harten Sinn und unbarmherziges Wesen die Freiheit herbeiriefen, so halfen sie in andern Gegenden Rhätens durch Herrschaftsucht dazu. Bischof Hartmann von Chur hatte ewigen Krieg mit dem Adel des Landes. Da er nun viel Schaden litt, und er das zwischen Feindesland zerstreut liegende Gebiet seines Gotteshauses nicht aller Orten schützen konnte, gab er den unterthänigen Ortschaften das Recht, zu eigener Beschirmung mit benachbarten Thälern und Ortschaften Bündniß zu schließen. So errichteten (schon im Jahr 1396) die Gotteshausleute der Thäler Domleschg, Avers, Oberhalbstein und Bergün einen Bund mit den Herren von Werdenberg in Schams, Domleschg und Obervaz. Das war der erste Grund des nachherigen Gotteshausbundes.

Gleicher Art hatten auch die Grafen und Herren im rhätischen Oberlande gethan; und vereint mit dem untereinander verbündeten Landvolke der Thäler, mit ihren Nachbarn, den Glarnern (im Jahre 1400 schon), einen ewigen Schutzvertrag gegen die Anfechtungen des Bischofs von Chur errichtet.

Aber in den Bündnissen der Thalschaften waren allezeit die Rechtsame, groß und klein, ihrer verschiedenen Herren vorbehalten; und diese Rechtsame wurden viel gemißbraucht. Die Herren kannten kein anderes Gesetz, als ihre Gewalt und ihre Lust. Da war Ungerechtigkeit im Gericht und Unsicherheit auf der Landstrafe.

Solchen Leiden ein Ziel zu setzen, ohne Gewalt und Aufruhr, vereinigten sich im rhätischen Oberlande rechtschaffene, entschlossene und achtbare Landleute. Allnächtlich kamen sie zusammen zwischen der Abtei Disentis und dem Städtlein Flanz, dem ersten unmittelbaren Orte am Rhein. Da, in einem Walde beim Dorf Truns, traten sie zusammen und unterredeten sich; und ihre Beschlüsse theilten sie den redlichsten Männern ihrer Gemeinden im Vertrauen mit.

Dann sandten an einem und demselben Tage alle Gemeinden und Thäler des Oberlandes die verständigsten und ehrbarsten Mitbürger an die verschiedenen Oberherren, und baten um Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen heiligen und beschwornen Vertrag Aller und Allen, ohne Verletzung der wirklichen Rechtsame des Vornehmsten und Geringsten.

Die Herren erschrafen vor dem Ruf, der aus den Wäldern von Truns an sie erging; und sie gedachten der Begebenheiten, die sich hundert Jahre zuvor in der schweizerischen Eidgenossenschaft zugetragen hatten. Der fromme und kluge Abt von Disentis, Herr Peter von Pultinga, sprach zuerst dem gerechten Begehren der Landleute das Wort. Dann folgten auch die Grafen von Werdenberg, von Sax, die Freiherrn von Rhäzüns und Andere, aus Furcht vor der Gewalt ihres eigenen Volks, oder auch aus Furcht vor dem mächtigen Bisthum Chur, um sich gegen dasselbe zu stärken.

Nun traten jene Herren und die Boten der Gemeinden aus dem Oberlande, in ihren bescheidenen grauen Kitteln, vor dem Dorfe Truns, unter freiem Himmel, im Schatten eines Ahornbaumes, zusammen, und schworen zur heiligen

Dreieinigkeit ihren ewigen Bund für Gerechtigkeit und Sicherheit, ohne Verletzung der Rechte des Höchsten und Niedrigsten. Das geschah im Maimonat des Jahres 1424. Und so entstand der obere oder graue Bund. Späterhin ward er durch Beitritt von den Thälern Misox und Galanca vollendet in seinem Umfang. Bald ging der Name der Graubündner auf alle Rhätier über, obgleich die Gotteshausbündner schon für sich selbst bestanden, und außerdem noch viele Landschaften, gegen Tyrol zu, im Gebirg lagen, die weder zum Gotteshaus- noch zum grauen Bunde gehörten, sondern zu den weiten Herrschaften des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg.

Es begab sich aber bald nachher, daß dieser reiche Graf kinderlos starb, und große Furcht wegen eines Krieges um die Erbschaft entstand. Da gingen die Männer aus den Gebieten, Ortschaften und Gerichten zusammen, die dem Hause Toggenburg in Rhätien angehörten. Sie kamen von Davos und Klosters, Kastels, Schiersch und Seewis, auch vom Chorherrngericht Schiersch, von Malans, Maiensfeld, Belfort, Churwalden, Außer- und Inner-Schalflid. Die sprachen: „Dieweil wir durch den Tod des Grafen von Toggenburg Freigelassene sind, so laßet uns, gleich den Leuten des Gotteshauses und Oberlandes, in diesen Bergen einen Bund aufrichten, der soll dauern ewiglich; Keinem zu Leid, aber zum Schutz unserer herkömmlichen Rechte; für Beistand in Noth und Tod. Keiner soll einen Andern belangen außer Landes, noch Bündniß schließen mit Andern, ohne Willen Aller. Wenn über die Hinterlassenschaft von Toggenburg entschieden ist, wollen wir dem künftigen Erbherrn sein Eigenthum unverletzt geben, aber auch er soll unsern Bund nicht lösen können.“ — So sprachen sie, und beschworen Alles feierlich am Freitag nach Fronleichnamstag, im Jahre 1436. Das ist der Ursprung vom Bund der zehn Gerichte.

Also wuchs eine neue Eidsgenossenschaft in den drei

Bünden des rhättschen Felsenlandes. Und die Rhätter wurden von der Zeit an Bündner geheissen.

23.

Der Streit um die Toggenburger Erbschaft.

(Vom Jahre 1436 bis zum Jahr 1443.)

Ganz andere Wirkungen hatte der Tod des reichen Grafen von Toggenburg bei den Schweizern; bei diesen fachten Habsucht und Eifersucht die Flammen schmähligen Bürgerkrieges an.

Sobald nämlich der Friedrich von Toggenburg im hohen Alter die Augen geschlossen hatte, meldeten sich vielerlei Erben. Sein Gut war groß. Vieles lag jenseits des Rheins; vieles vom Zürichsee längs den Appenzeller Bergen bis Tyrol. Dazu gehörte das Toggenburger-Land, die Herrschaft Uznach, die March, Windegg im Gaster, das Rheinthal, die Herrschaft Sargans und die zehn Gerichte im Bündnerlande. Noch war sonst manches im Thurgau und anderswo gelegen. Es meinte Frau Elisabeth, die Wittwe des Verstorbenen, rechtmäßige Erbin zu sein; aber des Mannes entferntere Anverwandten widersprachen ihr und verlangten für sich. Hingegen Zürich, wo der kinderlos verstorbene Graf Land- und Bürgerrecht gehabt, glaubte, wegen dieses Rechts, auch über dieses Erbe mitreden zu können; und Schwyz hinwieder eben so, denn der Graf hatte in Schwyz Landrecht gehabt.

Frau Elisabeth, um stärkern Schirm zu empfangen, schloß sich enger an die Stadt Zürich und gab derselben Uznach, den Uznacherberg und Schmerikon mit Brief und Siegel zum Geschenk. Die Schwyzer hingegen bewogen des Grafen Verwandte, daß sie der Wittwe alle Veräußerungen aus der Erbschaft verböten. Darauf kamen die Unterthanen

des Grafen, die da wohnten in Sichtensteig, im Neckarthal, Thurthal, St. Johannerthal, Uznach, und am untern Wallensee, und sprachen zu Schwyz: „Gedenket, daß unser verstorbener Herr uns bei seinem Leben noch wohl versorgen wollte, damit wir nach seinem Tode wüßten einen Schirm und Rücken zu haben bei euch. Also nehmet uns in euern Eid und zu euern ewigen Landsleuten auf.“ Und die Leute der Grafschaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur pfandweise gehört hatten, baten den Herzog Friedrich von Oesterreich, er wolle sie wieder, als seine treuen Angehörigen, einlösen. Das that er. Wie er aber sah, daß sie es nicht redlich meinten, ließ er sie dem Grafen Heinrich von Werdenberg.

Als Zürich hörte, daß die Leute in Uznach und andern Orten zu denen von Schwyz geschworen, ward die Stadt zornig und drohte sehr, dieweil Uznach ihr eigen Gut wäre. Die Schwyzer aber legten etwas Volks in die March und gen Uznach zu ihren neuen Landsleuten, um sie vor Gewalt zu schützen, schlugen den Zürichern Recht dar, und nahmen Glarus in die Gemeinherrschaft über die neuen Gebiete auf, im Nothfall durch Glarus stärker zu sein.

Seitdem die Herren in den Städten und Ländern der Schweiz den Aargau erobert und gemeine Vogteien errichtet hatten, waren sie hoffärtig geworden; wollten wohl für sich die Freiheit genießen, aber sie keinem Andern geben; wollten lieber Unterthanen, als freie Mitbürger; ihnen an Rechten gleich. So wenig sie den Aargau ehemals zu einem freien Mitstand im eidgenössischen Bund hätten aufnehmen mögen, so wenig dachten sie für Toggenburg an Besseres. Herren wollten sie sein; Knechte wollten sie haben.

Darum viel blutige Verwirrung, Hader und Zank. Eine große Tagssagung zu Luzern versuchte umsonst liebevolle Ausgleichung. Man ging erbitterter auseinander, als man gekommen war. Denn an der Spitze von Zürich stand der Bürgermeister Rudolf Stüzi, und an der Spitze von

Schwyz der Landammann Jtel Reding von Dieberegge. Beide waren ehrgeizige, unternehmende, kluge und beredte Männer; aber haßten einander, und jeder sorgte nur für seinen Kanton, unbekümmert um Frieden und Wohlfahrt gemeiner Eidsgenossenschaft.

Nun ward zum erstenmal gesehen, in welches Verderben und Unglück Selbstsucht und Eigennutz der Kantone führt, wenn diese ihren Vortheil dem Vortheile des ganzen Bundes vorziehen. Man hatte schon den Untergang der alten schönen Eintracht in damaliger großen Theuerung (1439) erkannt, als langwieriges Regenwetter die Aernte zu Grunde gerichtet hatte. Ein Kanton versperrte schnöderweise dem andern die Zufuhr der Lebensmittel, so daß bei Allen die Noth größer wurde, aber auch der Haß. Schwyz und Zürich bedräueten einander darin mit dem Schwert.

Schwereres Unglück zu meiden, thaten die Eidsgenossen einen Spruch zu Bern. Schwyz ließ sich denselben gefallen, aber Zürich keineswegs. Sondern es nannte die Eidsgenossen parteiisch, denn diese hätten Uznach den Schwyzern gelassen, obwohl es von der Gräfin Elisabeth an Zürich verschenkt sei; und von Gaster und Windegg hätten sie kein Wort gesagt, obwohl doch die Schwyzer, vor ausgemachter Sache und gegen Abmahnung der Eidsgenossen, diese Landschaften an sich gezogen hätten.

Bürgermeister Stüssi sprach: „Also muß das Schwert entscheiden!“ Doch sandte er zuvor einen offenen Brief an die Schwyzer, worin er sie aber nicht mehr Eidsgenossen hieß. Und er schlug ihnen vor, beim römischen König Recht zu nehmen, welcher Haupt sei des deutschen Reichs, zu dem sie beide gehören. Ihm antworteten die Schwyzer: „Das Recht beim König mag gut sein; aber das ist nicht dasjenige Recht, wozu wir als Eidsgenossen unsere ewigen Bünde geschworen haben.“

Darauf rückten die Züricher und Schwyzer mit Kriegsvolk gegen einander am Gzelberg. Droben lagen die Schwyzer,

drunten bei Pfäffikon die Züricher. Stülzi selbst zog gegen die March hinauf, aber er fand sie von Glarus und Schwyz so wohl verschanzt und besetzt, daß er unverrichteter Sachen umkehren mußte. Auf dem Gzelberg kamen zum Ite'l Neding Boten von Uri und Unterwalden. Und sie baten bei Gott und Vaterland, noch einen Versuch zur Güte zu thun, damit nicht das Unerhörte erlebt würde, daß eidsgenössisches Blut durch eidsgenössische Hand vergossen würde. — Aber in dem Augenblick floß schon Blut. Denn ein Haufe Züricher hatte sich vorgewagt und war unter den Vorwachten der Schwyzer gewesen. Viele wurden verwundet, eilf Züricher getödtet, die Andern flohen.

Es gelang noch einmal den Eidsgenossen, daß Waffenstillstand wurde, und neues Unterhandeln. Weil aber Zürich beharrte, lieber bei dem römischen König, als bei den Eidsgenossen Recht zu nehmen, ward nichts beendet. Nun waren alle Eidsgenossen erbittert gegen Zürich. Zürich rüstete, und Stülzi zog mit mehr denn sechstausend Mann gegen den Gzelberg, wo drohen Schwyz und Glarus kampffertig standen, zu denen auch Kriegsvolk aus Uri und Unterwalden gestossen war.

Da geschah es wunderbar in der Nacht, daß über die Züricher, welche bei Pfäffikon lagen, plötzlich große Furcht kam, man wußte nicht woher. Und alle flohen in der Finsterniß mit Entsetzen auf zweiundfünfzig Schiffen über den See zurück nach Zürich. Die Kriegsvölker oben auf dem Gzel stiegen nun herab und verheerten und besetzten das Land am See, und mahnten alle Eidsgenossen, gegen Zürich zu ziehen.

Das brachte die Stadt in Angst und Verwirrung, als sie sich von der Hilfe verlassen sah; und sie unterhandelte von Neuem und ließ sich den Rechtspruch der Eidsgenossen gefallen. Nun mußte Zürich nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung an Schwyz und Glarus, Land und Leute zu Pfäffikon, Woll-

rau, Gurden und andere Orte, Höfe und Rechte abtreten. Also machte ein Kanton Eroberungen von dem andern. Das geschah in demselben Jahr (1440), da Schwyz auf ehrenhaftere Weise durch Kauf von den wohlbegüterten Herren von Moos das Dorf Merlischachen am Waldstättersee erwarb und Uri Anlaß gewann, das verlorne Livinerthal wieder zu bekommen. Es war nämlich geschehen, daß einigen Urnern sowohl zu Airolo, als Bellinzona, vertragsmäßige Gerechtigkeit versagt worden war. Darüber ergrimmt, gingen die Urner Banner, wie sie vom Ezelberg zurückkamen, stracks über den Gotthard und besetzten Livinen und Bellinzona ohne Widerstand. Der alte Herzog von Mailand, nicht zum Kriege gerüstet, mußte den Frieden theuer kaufen und ließ dafür Livinen an Uri fahren.

Unterdessen war Herzog Friedrich von Oesterreich, ein Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, Kaiser geworden. Der hatte öffentlich gesagt, er gedenke noch den Schweizern alles Gut seiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Er ließ auch die Stimmung der Leute im Aargau, des Aodels und der Städte, fleißig erforschen.

Solches vernahm der Bürgermeister Stüßi und der Rath von Zürich mit Vergnügen, denn sie waren voller Zorn über die Eidsgenossen. Zürich der Vorort des Schweizerbundes, hätte er seiner eigenen Kränkung großmüthig vergessen, hätte er jetzt gegen Oesterreichs gefährliche Anschläge mit edlem Muthen warnen können: in wie ehrwürdiger Majestät wäre seine Jugend den nachkommenden Geschlechtern erschienen und allen Eidsgenossen damals! — Aber Zürich kannte nur Rache, fühlte nur seine Wunden; ging dem Kaiser nach; schloß heimlich bösen Bund mit ihm und vergaß die Eidsgenossen. Es mangelten große Seelen. Das schöne Werk ward im Jahr 1442 vollbracht.

Wie es ruchbar wurde, schrien die Eidsgenossen alle gegen den Vorort: er habe den ewigen Bund verletzt. Und sie ritten auf Tagen zusammen und mahnten Zürich, vom

österreichischen Bündniß loszulassen. Viel ward darüber eitel hin und her geredet. Zürich jedoch ließ nicht vom Kaiser. Dieser schickte seinen Hauptmann, den Thüring von Hallwyl, in die Stadt, die in dessen Hand feierlich den Reichseid schwor, des Kaisers Nutzen zu fördern und dessen Schaden zu wenden. Auf des Hauptmanns Verlangen legten die Zürcher auch die weißen Kreuze ab, das Unterscheidungszeichen der Eidsgenossen in allen bisherigen Kriegen, und hefteten dagegen die rothen Kreuze, wie die Oesterreicher trugen, auf ihre Röcke. Andere steckten den kaiserlichen Adler auf und die österreichische Pfauenfeder.

Das schmerzte die Eidsgenossen bitterlich; das trieb den Grimm in die Brust alles Volks. Nun gab es Fluch und Mißhandlung, Todschlag und Mordbrand her und hin. Endlich brach der Krieg sämmtlicher Eidsgenossen gegen Zürich aus.

---

24.

### Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede.

(Vom Jahr 1443 bis 1450.)

Doch Zürich fürchtete sich keineswegs, als die Eidsgenossen Krieg ansagten; denn es hoffte auf des Kaisers mächtige Hilfe. Auch waren schon durch Oesterreichs Aufgebot, nebst Thüring von Hallwyl, gar viele andere Ritter und Kriegsknechte, selbst Wilhelm Markgraf von Baden, der Stadt mit Beistand zugeeilt. Man zählte der Oesterreicher über fünftausend.

Nun hob der Kampf der Schweizer gegen Schweizer an. Bei Pfäffikon und Freienbach am Zürichsee stritten die Schwyzer gegen der Züricher doppelt starke Zahl; nicht min-

der Luzern, Uri und Unterwalden auf der Höhe des Hirzel gegen die Züricher in den Schanzen auf dem Berge. Die Bollwerke wurden erstürmt und gebrochen; das kostete viel edles Blut. Ich mag die Dörfer nicht zählen, die am See, und im Zuger- und im Schwyzergebiet, und in den freien Aemtern mordbrennerisch in Asche gelegt wurden. Menschenblut färbte alltäglich die Erde und allnächtlich die Feuerflamme den Himmel. Vergebens wehrte sich die muthige Stadt Bremgarten, weil sie den Theil der Herrschaft, welchen Zürich über sie gehabt, nicht fahren lassen wollte. Bremgartens Schicksal erschreckte Baden, welches lieber unpartei- sam geblieben wäre. Es öffnete den Eidgenossen die Pforten. Weder der Thurm von Rümlang, noch die festen Burgen von Grüningen und Regensberg konnten der Wuth der Eidgenossen widerstehen.

Endlich zogen diese, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, bei fünftausend stark, über den Albis; Itel Reding mit ihnen, gegen die Stadt Zürich selbst. Und die Bürger und Oesterreicher, zu Fuß und zu Pferd, zogen den Kommenden wüthend entgegen, mit ihnen Bürgermeister Stüßi; Alles vor, über den Sihlstrom. Auf den Wiesen, zwischen dem Dorfe Wiedikon und der alterthümlichen Kapelle St. Jakobs, stießen die schlachtlustigen Häufen gegen einander, Tausende gegen Tausende, am 22. Heumonats 1443. Es ward ein erschreckliches Geheul und Morden. Entsetzen kam über die Züricher, welche ohne Ordnung stritten, wie sie ohne Ordnung ausgezogen waren. Nun flohen sie verwirrt über die Sihlbrücke. Da stellte sich Bürgermeister Stüßi, ehrwürdig durch sein graues Haar und durch seinen Heldenmuth, mitten auf die Brücke und schwang die breite Streitart und rief: „Haltet, Bürger, haltet!“ — Aber Einer von Zürich schrie ihn an: „Daß dich Gott's Wunden schänd'; dies Wesen haben wir allein von dir!“ und durchrannte ihn mit dem Spieß. Da fiel der Bürgermeister in seiner Rüstung prasselnd nieder. Ueber seinen

Leichnam setzten Feind und Freund hinweg, der Vorstadt zu. Die Pforten der innern Stadt verrammelten die Bürger; draußen ward geplündert von den Siegern. Dieselben zerhieben des Stüßi Leichnam, zerrissen sein Herz mit Zähnen, salbeten mit dem Fett seines Bauches Schuh und Stiefel und warfen die Stücke des Leichnams in die Suhl. Ringsum brannten Häuser und Dörfer. Die Flammen mußten leuchten, während die Steger auf den Leibern erschlagener Feinde saßen und mit einander zechten.

Dann rückten die Eidsgenossen belagernd vor Rapperswyl, wo in der Burg die Oesterreicher lagen; die Berner eben so vor Laufenburg. Beide Orte aber hielten fest. Dagegen die Burg von Greifensee, als sie verannt war, mußte fallen. Sechszwanzig Tage lang hatte sie Hans von der Breitenlandenberch, den man den Wildhaus hieß, mit wenigen Leuten heldenmüthig behauptet. Das kostete dem Itel Reding und seinen Eidsgenossen viel. Darum waren diese so erbittert, daß sie den Tod des Wildhaus und seiner Helden begehrten, als sich diese auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. „Alle, Alle,“ schrie das wilde Kriegsvolk, „müssen sterben, und die Greifenseer dazu!“ — Hauptmann Holzach von Menzigen am Zugerberg schrie: „Eidsgenossen, fürchtet Gott! Schonet unschuldigcs Blut! Beflecket die Ehre der Eidsgenossen nicht!“ — Aber Itel Reding, der Landammann rief: „Dieser Mensch denkt östereichisch! Sie müssen sterben, durchaus, Alle bis auf die Greifenseer.“ Da brüllten die blutigierigen Haufen Beifall. Umsonst flehten Greise, Männer, Väter, Mütter, jammernnd um Gnade. Reding winkte. Der Kreis ward geschlossen. Der Scharfrichter von Bern trat herein mit dem Schwert. Muthvoll starb der Wildhaus. Nach ihm fiel mehrerer Anderer Haupt. Der Scharfrichter hielt inne und sah nach dem Itel Reding, als flehe er um Gnade für die Uebriqen. Da fuhr ihn Reding ergrimmt an und sprach: „Buz und Benz mit einander! Thust du deines Amtes nicht: so soll's ein

Anderer an dir selbst verrichten!" Nun fielen die Häupter des Felix Ott, des Hans Escher von Zürich und der Uebrigen. Als der Fünzigste sank, war es schon Nacht. Da ließ Keding Fackeln von brennendem Stroh bringen und leuchten. Als der Sechzigste starb, ging Keding von der schauernden Menge hinweg.

Nach diesem traten die Eidsgenossen mit zwanzigtausend Mann abermals vor Zürich und belagerten sechszig Tage lang die Stadt (im Sommer 1444.). Mannhaft wehrten sich die Züricher. Ihrer anfangs sechszehn, welche sich die Böcke hießen, hatten eine Kriegsgesellschaft zusammengeschworen, und stifteten den Eidsgenossen viel Uebels auf Streifzügen.

Auch der österreichische Adel im Aargau blieb für Zürich nicht müßig. Thomas von Falkenstein, Landgraf im Buchsgau und Sisgau, um den Bernern zu schaden, schickte zwei seiner Leute, die sollten die Stadt Aarau nächtlischerweise anzünden. Als dies mißlang, ritt er mit den Herren von Baldegg durch die Stadt Brugg und sagte: „Wir kommen aus dem Lager von Zürich und reiten nach Basel, dort den Herrn Bischof zu holen, um Frieden schließen zu helfen.“ — In der zweiten Nacht darauf pochte er wieder ans Stadthor und rief: „Wir bringen Friede. Hier ist der Herr von Basel. Thut auf!“ und ließ zween Knechte in der Farbe von Basel neben sich sehen. Als nun der betrogene Wächter die Stadthore öffnete, drang der Falkenstein mit vierhundert Reitern hinein, plünderte die Stadt, und ließ den Schultheiß Eßfinger, die Rathsherren und vornehmsten Bürger fangen und zusammensperren. In der Frühe des folgenden Tages wollte er sie alle enthaupten lassen. Doch schon war Geschrei von der That durchs Land gedrungen. Die Bauern erhoben sich rings. Falkenstein ließ die Stadt anzünden, die Gefangenen fortführen. Unweit Brugg im Sichenwalde sollten sie enthauptet werden. Als aber Hans von Rechberg, einer seiner Frevelgehilfen, für ihr Leben bat, wurden die Gefangenen nach Laufenburg ge-

bracht und heimlich im Thurm auf dem Felsen am Strom verwahrt, daß Niemand wußte, wo sie waren. Aber Bürgi Küffer ließ sich vom Thurm an einem Seil von Bettgewand herab, sprang in den Strudel des Rheinstroms, entkam und entdeckte Alles. Da löseten die Frauen zu Brugg ihre Männer mit schwerem Geld aus des Feindes Gewalt. — Nähend zerstörten die Solothurner und Berner des Falkensteiners Schloß Göszen; auch Farnsburg herantraten sie nebst andern.

Unterdessen war Zürich, belagert, in Noth. Der Kaiser, in anderweitigem Kriege, konnte nicht helfen. Er rief zum König von Frankreich um Hilfe gegen die Schweizer. Der König von Frankreich hatte zu dieser Zeit das Land voll zuchtlosen Kriegsgefindels; darunter waren viel Engländer und Andere, welche unter dem Grafen von Armagnac gegen ihn gestritten hatten, bis sie besiegt waren. Die ließ der König alle sammeln, gab ihnen Feldherren, und unter Anführung seines eigenen Thronerben, des Dauphins Ludwig, schickte er dreißigtausend Armagnaken gegen die Eidsgenossen zur Hilfe von Zürich. Die kamen und zogen auf Basel zu, als die Solothurner noch, mit denen auch Berner, Luzerner und Basler waren, belagernd vor der hohen Feste Farnsburg standen. Diese sandten alsbald Eilboten ins Lager vor Zürich, Hilfe von den Eidsgenossen zu begehren, denn der Armagnaken waren gar viel. — „Sind's doch nur arme Gecken!“ sagten die vor Zürich, und schickten einswelken sechshundert Mann zur Verstärkung nach Farnsburg.

Wie man nun hier vernahm, der welsche Feind liege schon unweit Basel auf den Feldern bei Münchenstein, zogen neunhundert von denen, die vor Farnsburg standen, und die sechshundert Neuangefkommenen dahin. Am 26. August des Jahrs 1444 in der Morgenfrühe fanden sie vor dem Dorfe Prattelen viele Tausend Armagnaken; die trieben sie im mörderischen Kampfe in die Schanzen bei Muttenz zurück, und aus den Schanzen in den Strom der nahen Birs.

Von den Thürmen ihrer Stadt sahen die Bürger von Basel die kleine Schweizerchaar den übermächtigen Feind bedrängen. Dreitausend Basler rückten aus, die Schweizer an sich zu ziehen und in die Stadt aufzunehmen; doch konnten sie nicht dazu gelangen. Die Eidsgenossen aber durchschwammen die Birs, kamen zum jenseitigen Ufer, wo das Geschütz umsonst gegen sie donnerte, und die ganze Macht des Feindes stand. Sie drangen jedoch, gleich Bürgengeln, in die unzähligen Schaaren ein. Zwar sie wurden getrennt, aber fochten fort, fünfhundert auf einer freien Au, die übrigen hinter der Gartenmauer des Siedenhauses bei St. Jakob. Grimmig, wie Löwen, kämpften die auf der Au, bis Mann an Mann über den Leichen zahlloser Feinde Leichen wurden; grimmig, wie Löwen, kämpften die hinter der Mauer; dreimal schlugen sie den Sturm zurück; zweimal machten sie selbst den Ausfall; die Mauer stürzte, Siedenhaus und Kapelle brannten. Alle Eidsgenossen starben hier heldenhaft. Neun- und neunzig wurden in den Kellergewölben erstickt gefunden. Aber der Feinde lagen mit ihren Rossen von Prattelen bis St. Jakob Tausende neben Tausenden.

Als am Ende der zehnstündigen Schlacht Ritter Burkhard Münch, Herr zu Auenstein und Landstrone, der Eidsgenossen Feind, mit andern Rittern über dies Wahlfeld ritt und über die Leichen der Schweizer, sprach er fröhlich: „Nun hab' ich in Rosen!“ Da rief unter den Todten, sich aufrichtend, Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß diese Rose!“ und zerschmetterte mit einem Steine tödtlich des Burkhards Stirn.

Underthalbtausend Eidsgenossen waren bei St. Jakob mit unsterblicher Ehre gefallen. Nur zehn Männer von ihnen retteten das Leben durch Flucht. Die sind im ganzen Schweizerland verschmäht und verstoßen worden, weil sie mit den Helden nicht den schönen Ruhm und den schönen Tod getheilt hatten, wie Schweizer sollen.

Da stand Ludwig, der Dauphin, auf dem Felde der

Zeichen still und wagte nicht weiter zu gehen. Denn er hörte, die Eidsgenossen hätten die Mauern Zürichs verlassen, ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden. „Auf Ehre, ein härteres Volk ist nie gefunden.“ schrie er: „Ich will sie nicht weiter versuchen!“ — Und er schloß voll Ehrfurcht vor so großer Tapferkeit mit ihnen zu Ensisheim einen Frieden.

Aber der innere Krieg gegen Zürich, Oesterreich und dessen Adel dauerte fort. Basel stand nun herzhast und offen ebenfalls zu den Eidsgenossen, half im Kampf und vertrieb aus der eigenen Stadt alle Adelige, welche den Armagnaken Rath und Hilfe geleistet hatten. Es zog darauf mit Bernern und Solothurnern nach Rheinfelden. Diese Stadt dachte eidsgenösslich; aber in der Burg auf dem Stein im Rhein lagen noch Hans von Falkenstein, Hallwyl und viele Edle mit den Oesterreichern. Solche entwischten des Nachts, die Burg ward gebrochen. — Auch Rapperswyl litt neue Belagerung; die Stadt war fest. Hans von Rechberg und die Züricher halfen ihr stark. Doch bei Wollrau wurden diese von den Schwyzern und Luzernern auf's Haupt geschlagen in heller Winternacht (16. Dezember 1445). Blutiger noch ward folgenden Jahres (6. März 1446) die Niederlage der Oesterreicher, als sie, Hans Rechberg der Kriegsheld mit ihnen, sechstausend Mann stark, bei Ragaz ins Schweizerland einbrechen wollten. Tausend Eidsgenossen aus allen Kantonen erfochten den entscheidenden Sieg, der Frieden herbeiführte.

Der Kaiser, in viel andere Händel verwickelt, haßte diesen Krieg, bei dem er keinen Ruhm erwarb. Zürich und die Eidsgenossen, seit Stäfi gefallen, auch Izel Reding gestorben war, näherten sich einander wieder von selbst. Zwar ward noch hin und her gesengt und gebrennt, aber doch fleißig unterhandelt, bis endlich am 13. Heumonds 1450 durch den Schultheiß Heinrich von Dübenberg der schiedsrichterliche Spruch geschah: „Zürich soll dem Bunde mit

Oesterreich entsagen und sein ihm von den Eidsgenossen ent-rissenes Gebiet wieder empfangen, mit Ausnahme des früher eingebüßten Landstrichs am obern See.“ — Toggenburg aber überließen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen, dem Freiherrn von Naron, der es nachher an den Abt von St. Gallen (1469) verkauft hat.

25.

Rheinfelden wird verwüestet; Freiburg sa-  
voisich; der Thurgau zur gemeineidsgenöf-  
sischen Vogtei.

(Vom Jahre 1450 bis 1468.)

Wie die Eidsgenossen noch über den Frieden unterhandel-ten, begab sich eine ungeheure Gräueltthat. Die schweizerisch-gefinnte Reichsstadt Rheinfelden, einst an Oesterreich ver-pfändet, dann wieder ans Reich gebracht, stand unter Basels, Berns und Solothurns Obwacht. Jeder dieser Orte hatte zum Zeugniß dessen nur einen Wachthabenden in der Stadt. Man fürchtete kein Arges. Allein Ritter Wilhelm von Grünenberg, dem zu Gunsten Oesterreich sein Pfandrecht von der zerstörten Burg auf die Stadt übertragen hatte, trachtete nach dem Besitz der Stadt. Er beredete den Hans von Rechberg, sie ihm durch List zu erobern. Auch Thomas von Falkenstein, der Mordbrenner von Narau, der Urheber der Brugger Mordnacht, war sogleich bereit, Hilfe zu leisten.

Eines Morgens (im Wintermonat 1448) unter dem Gottesdienst landete zu Rheinfelden ein mit Holz belade-nes Schiff, das den Rhein herabkam; darin waren Männer in langen grauen Röcken, sagten: sie kämen von der gnaden-reichen Mutter Gottes von Einsiedeln als Pilgrime; wollten hier zu Mittag speisen. Wie sie aber unterm Thor standen,

warfen sie plötzlich die Röcke ab, standen im Panzer da, hieben Wächter und Zöllner nieder; hundert und zwanzig Bewaffnete sprangen unter dem Holze des Schiffes hervor, mordend in die Stadt; von der Landseite, durchs aufgerissene Thor, kam Grünenberg dahergesprengt mit Sechshundertern, die im Hinterhalt gelauert hatten. Was sie in den Gassen fanden, stachen sie nieder; die Häuser plünderten sie aus; schändeten mit allen Gräueln; trieben Männer, Weiber, Kinder fort, die zogen arm und elend nach Basel, wo sie im Spital und in den Herbergen mittheiliges Obdach fanden.

Doch die Baseler thaten noch Größeres. Sie zogen mit starken Rächerschaaren aus ihren Thoren, schlugen den Neckberg und Falkenstein bei Hefingen aufs Haupt und brannten dem adelichen Raubgesindel viele der Burgen aus. Als aber bald darauf, durch den Friedensschluß, Rheinfeldern wieder an das Haus Oesterreich zurückgegeben ward und die Adelichen aus dieser Stadt gehen mußten, nahmen dieselben Räuber alles Hausgeräth mit sich, zerschlugen Fenster, Thüren, Defen, und ließen die öden Gemäuer zurück.

Ein großer Theil des Schweizerlandes lag durch so langen Krieg verwüstet. In den Städten waren Gewerh und Handel, in den Dörfern der Landbau vernachlässigt. Den Zürichern hatte der eitle Kampf eine Million und siebenzigttausend Gulden gekostet. Sie trieben ihr Geld ein, wo sie ausstehendes hatten. Weil Kaiser Siegmund ihnen die Grafschaft Kyburg verpfändet hatte und sie nicht einlösen konnte, gab Oesterreich ihnen, gegen Erlassung der Schuldsomme, die Grafschaft eigenthümlich.

Zwischen Bern und Freiburg blieb bitterer Haß aus der Kriegszeit, denn Freiburg hatte sich allezeit österreichisch gegen Bern und die Eidsgenossen bewiesen. Freiburg, nachdem es von den Herzogen von Zähringen, seinen Erbauern, an die Erben von Kyburg gekommen, war durch diese nachher an das Haus Oesterreich verkauft worden. Darum hatte es zu Oesterreich gehalten. Und darum hatte Bern dem

Herzog von Savoiën geholfen, als derselbe mit der Stadt in mancherlei Zerwürfniß und Krieg gerathen war.

Nach wiederhergestelltem Frieden gab Oesterreich den Freibürgern aber schlechten Lohn für ihre Treue; behandelte sie hart; entsetzte eigenmächtig ihre Schultheißen und Rätthe; zahlte empfangene Vorschüsse nicht zurück, und machte den Marschall Thüring von Hallwyl zum Hauptmann der Stadt, der da unmäßige Gewalt übte. Das empörte der Bürger Herz. Nun wurden Verschwörungen und Unruhen; nun sann das Volk, Oesterreichs Joch abzuschütteln. Des freute sich Bern, die Umstände zu benutzen, und aus seiner Nachbarschaft Oesterreichs gefährvollen Einfluß zu entfernen. Nun kam noch der Herzog von Savoiën und begehrte von Freiburg zweihunderttausend Gulden, die es ihm schuldig war. So übel standen die Sachen, daß Oesterreich selbst einsah, es könne Freiburg nicht länger behaupten, und unterhandelte daher mit Savoiën und ward bald einig mit ihm. Darauf gab Oesterreich dem Marschall von Hallwyl Befehl, Freiburg zu verlassen. Er sagte aber den Rathsherrn: Herzog Albrecht werde selbst in die Stadt kommen; man solle feierlichen Empfang bereiten, zu ihm alles Silbergeschirr der Bürger schicken, damit er den Herzog zierlich bewirthen könne. Als er das Silbergeschirr in Händen hatte, packte er es ein und schickte es heimlich fort. Dann stellte er sich, dem Herzog entgegen zu reiten. Der Schultheiß und viele Rathsherrn begleiteten ihn und seine Ritter. Doch eine Stunde vor der Stadt wandte er sich um, überreichte dem Schultheiß die Urkunde, worin Herzog Albrecht seinem Recht über die Stadt entsagte, und setzte hinzu: „Euer Silbergeschirr ist der Preis eurer Freiheit. Gehabt euch wohl!“ — Fort sprengte Hallwyl, und die Freiburger ritten verwundert heim.

Darauf hier neue Verwirrung und Unruhe. Das Landvolk war gegen die Stadt. Die Stadt hinwieder fürchtete unter Berns Herrschaft zu fallen. Der Herzog von Savoiën

verlangte ungestüm die Zahlung seiner Schuldforderung. Da gerieth der Rath von Freiburg in große Noth, und er begab sich in die Oberherrschaft und den Schutz des Herzogs von Savoyen. Am 10. Brachmonat 1452 ward in St. Nikolaus Hauptkirche von Schultheiß, Rath, Sechszig, den Bannern, den Zweihundert und ganzer Gemeinde der Stadt und Landschaft zum Herzog von Savoyen geschworen, welcher hinwieder der Stadt und Landschaft uralte Rechte bestätigte.

Unterdessen sah man im übrigen Schweizerlande auch nach geschlossenem Frieden wenig Ruhe. Das ewige Kriegen hatte der Leute Herz verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als das Feld bauen, oder die Heerden hüten, oder Gewerbe treiben. War's im Lande still, zog er ins Ausland, dem Schall der Trommel nach. Da kam Einer und warb für deutschen, ein Anderer für welschen Krieg. Die Herren und Obrigkeiten wollten sich Ruhm und Geld und Namen bei den Fürsten gewinnen, weil sie selbst sich Fürsten ihrer Unterthanen zu sein dünkten.

Als der König von Frankreich solchen Sinn bemerkte, that er gar freundlich mit den Eidsgenossen, schloß mit ihnen nachbarlichen Bund (1453), und manche Hundert tapfere Schweizer zogen zu seinen Kriegshändeln. Also that auch der Herzog von Mailand, der den Urnern das Livinenthal auf ewig abtrat und mit den Eidsgenossen über Durchpaß, Handelsfreiheit, Zölle und gutes Recht einen Vertrag oder ein Kapitulat (1467) schloß. Das waren die ersten Bündnisse der Eidsgenossen mit diesen Nachbarn, auf deren Feldern sie nachher um schnöden Lohn so viel theures Blut vergießen sollten.

Auch fehlte es nicht an andern Händeln. Als die Stadt Straßburg den Zürichern klagte, wie der Raubgraf von Thengen die Straßburger Kaufleute plündere, waren die Banner von Zürich schnell auf, zur Rache für ihre Freunde. Die Burgen der Räuber fielen. Zürich nahm Eglisau und

Rheinau ein, und behielt als Ersatz seiner Kosten Eglisau und das Kloster zu Rheinau im schweizerischen Schutz (im Jahr 1457). Straßburg lud Zürichs rüstige, tapfere Jugend dafür zur Feier des Sieges- und Freundschaftsfestes ein. Die Jünglinge fuhren zu Schiff die Limmat, Aar und den Rhein hinab gen Straßburg. Früh Morgens fuhren sie ab; mit sich nahmen sie den eben gekochten Hirsbrei und die noch heißen Brödlein, alles wohl eingewickelt. Und Abends in Straßburg landend brachten sie alles warm zum fröhlichen Gastmahle mit, zu zeigen, wie gar schnell Freunde bei Freunden sein können.

Uebeln Ausgang hatte ein Jahr nachher ein Schützenfest zu Konstanz. Da weigerte sich ein Konstanzer Herr, von einem Luzerner einen Berner-Plappart (29 Plappart machten einen Gulden) anzunehmen, und nannte die Münze der Schweizer verächtlich Kuh-Plappart. Erzürnt verließen die Schweizer das Fest. Bald kamen sie furchtbar wieder aus allen Orten, bei viertausend Eidsgenossen, und verwüsteten die konstanziſchen Güter im Thurgau. Mit großen Summen mußte Konstanz Frieden kaufen. Das hieß der Plappart-Krieg.

Wie die Eidsgenossen von Konstanz nach Haus zogen, haten unterwegs derselben dreihundert Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden die Stadt Rapperswyl um Durchpaß und Nachtherberge. Man nahm die müden Männer freundlich auf. Denn die Bürger von Rapperswyl, wie treu sie auch den Herren von Oesterreich gedient, hatten doch von denselben immer mancherlei Mißhandlung dulden müssen. Darum waren die Bürger von Rapperswyl den Eidsgenossen gar hold geworden, bewirtheten sie gastlich, und in derselben Nacht schlossen Rapperswyl und Eidsgenossen ewige Freundschaft, und unbekümmert um Oesterreich trat Rapperswyl mit den drei Waldstätten (1458), später auch mit Glarus (1464), in Schirmbund.

Als dies der Erzherzog Siegmund hörte, hätte er wohl

Ursache zum Zorn gehabt. Allein er sah sich in Handel vergarnt, welche weit schlimmer waren, und die ließen ihm keine Zeit wider die Eidsgenossen. Der Papst zu Rom selbst haberte mit dem Herzoge um Vielerlei, that denselben in Bann, und bot die Schweizer auf, sich des noch in Helvetien übrigen österreichischen Gutes zu bemächtigen. Diese, welche wohl wußten, daß nicht nur der Papst, sondern auch der Kaiser wider den Erzherzog sei, standen, Bern ausgenommen, mit ihren Schlachthausen bald bereit und überzogen den Thurgau, welcher zu den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, mit Vorbehalt seiner Rechtsame und Gerichtsverfassungen, schwören mußte. Dieffenhofen vertheidigte sich umsonst für Oesterreich tapfer. Alles Landvold war für die Schweizer. Von der Zeit an blieben die Eidsgenossen (Appenzell und Bern ausgenommen) in den Rechten Oesterreichs über Thurgau fest.

Bern und Schaffhausen empfangen jedoch Theil an der Schutgerechtigkeit über Dieffenhofen. Der Erzherzog, da er Alles hier verloren sah, verkaufte auch noch die Stadt Winterthur den Zürichern. So ward der weite, schöne Thurgau im Jahre 1460 Schweizergut.

Um dieselbe Zeit litt Mühlhausen, eine Reichsstadt im Elsaß, große Noth von dem feindseligen, räuberischen Adel umher, und konnte fast nicht mehr widerstehen. Ein Müllermeister hatte seinem Knechte sechs Plapparte vom Lohn abgezogen; der Knecht hatte sich an einen Edelmann um Beistand gewandt; der Edelmann hub Zank mit der Stadt an. Daraus ward Fehde und Krieg. Nun rief Mühlhausen zu den Eidsgenossen um Hilfe. Diese, der Stadt wohlgewogen, zeigten Ernst und Nachdruck für sie. Der Adel aber zog den Herzog Siegmund von Oesterreich für sich ins Spiel. So wüthete schnell die Kriegsflamme, nach langen vergeblichen Unterhandlungen, von Neuem, von Schaffhausen bis Waldshut und Mühlhausen. Viele Schlösser und Dörfer wurden dort öde, viele Menschen erschlagen. Die Eidsgen-

noffen, überall sieghaft, belagerten zuletzt Waldshut. Bern wollte diese Stadt mit Sturm nehmen und zur Vorfestung der Eidsgenossen gegen Deutschland machen. Nicht also groß dachten die Uebrigen. Ungern schwieg Bern, als es sah, wie die Eidsgenossen Friedensvermittlungen annahmen, gegen Entschädigung ihrer gehabten Kriegskosten. Umsonst rief selbst Berns Kriegsvolk: „Wir sind nicht ausgezogen, Geld heimzubringen, sondern Städte und Schlösser zu erobern.“ Der Friede zu Waldshut ward geschlossen, wodurch Mühlhausen und Schaffhausen gegen den Abel und Oesterreich sichergestellt wurden. Das geschah im Jahr 1468, in welchem Herzog Siegmund auch den Eidsgenossen feierlich seine Rechte auf Thurgau abgetreten hat.

---

26.

**Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwie-  
tracht in Bern. Anfang des burgundischen  
Krieges.**

(Vom Jahre 1469 bis 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche selbst um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Diese lebten damals in der ersten und unschuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menschen gehört. Sie glichen noch den Eidsgenossen früherer Zeit, welche das edle Kleinod der Freiheit nicht sich allein, sondern auch Andern gönnten; nur Unabhängigkeit von Gewalt und Willkür großer Herren begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene. Um theures Geld hatten sich viele Thäler im Oberbunde und Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von alter Zinsbarkeit und Knechtschaft abgelöset, nicht durch

Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die großen Herren gewissenlos den freien Landleuten und deren wohlervorbenem Recht das abgeschüttelte Joch wieder auflegen wollten: dann stürzte das Volk mit den Waffen in der Faust und mit Löwengrimm in der Brust gegen die Feinde seines Rechts und Glücks, und siegte, gleich den ersten Eidsgenossen. Es liegen viele stolze Herren im Schamsferthal (1450) erschlagen und begraben, die einen schwarzen Bund gegen die Enkel Johanns des Chaldars geschworen hatten.

Um wider Anfechtungen ihrer Widersacher stark zu sein, und in ihrem Innern einträchtig zu bleiben, kamen eines Tages die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zusammen, im Mittelpunkte des Landes (1471). Da gelobten sie im Namen der drei Bünde, ewiglich zusammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu stehen wie ein einziger Staat, und allfährlich ihre Sachen und Angelegenheiten gemeinsam zu richten und zu schlichten auf einem Bundestag. Der Tag sollte abwechselnd gehalten werden einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal im Oberbund zu Flanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten auf dem Bundestage sollten nicht unbeschränkte Macht besitzen, zu thun, wie sie wollten, sondern nur das Recht zum Vorschlag; Genehmigung oder Verwerfung stand dem selbstherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde ist der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeinde besaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehrere Gemeinen zusammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit: darum hieß solch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehrere Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freistaat in Rhätien. Das Volk überall wählte und setzte seine Obrigkeiten selbst und nahm dazu die rechtschaffesten Männer, zu denen es Vertrauen hatte.

Als solches im Bündnerlande geschah, die Eintracht zu befestigen, war das Gemeinwesen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht und Hoffart großes Verderben zu leiden. Diese Stadt, einst vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüstigen Handwerkern bevölkert, hatte auch die in der Nachbarschaft angefahrenen Gerichts- und Zwingherren zu Bürgern genommen, also daß die Stadt die Rechte dieser Herren auf deren Eigenthum in Schirm nahm, die Zwingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bürger halfen. Viele solcher vornehmen Geschlechter saßen in der Stadt-Rath, und waren dem Gemeinwesen durch Einsicht, Tapferkeit und Vermögen von jeher ersprießlich gewesen. Mit Beistand derselben hatte die Stadt schon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenossenschaft großes Ansehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben so viel zu gelten, als die vornehmen Geschlechter der Zwingherren; diese hingegen blickten mit Stolz auf die Kürschner, Metzger, Pfister und andere ehrbare Handwerker, und bildeten sich auf Herkunft und adeliches Abstammen Großes ein. Das kränkte jene und reizte sie, diese zu demüthigen, wo irgend Gelegenheit ward.

Also geschah auch in dieser Zeit, als, wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Zwingherrnschaft Worb, Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfallte Weibel den Rath anrief, entzweiten sich darüber die Zwingherren, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zusammenhielten und unparteiisches Gericht begehrten, mit den übrigen Rathsgliedern, an deren Spitze Peter Ristler, seines Gewerbs ein Metzger, stand. Aber die Zwingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verließen sie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und gingen auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Ristler nachmals zum Schultheiß von Bern erhoben ward (1470), freut' es ihn, die Vornehmen auch im Außern

den gemeinen Bürgern gleichzustellen. Schultheiß, Rätthe und Bürger von Bern erließen eine strenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Wie nun die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, sie sollten die langen Schleppen ihrer Kleider abthun, jammerten sie, und stifteten die Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe sei doch des Adels Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, also daß selbst die Eidsgenossenschaft in Sorgen gerieth, und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitsache nicht weiter zu treiben. Er setzte die Befolgung der Kleidersatzung durch, der Adel wurde verbannt und gehorchte. Bald jedoch (8. April und 17. Mai 1471) wurden mildere Sittengesetze gegeben, aber strenger gehandhabt. So kehrte wieder Ruhe zu den Bernern zurück.

Nie war Friede nöthiger gewesen. Denn es erschienen die Tage, in welcher gesammte Eidsgenossenschaft größerer Eintracht und Kraft bedürftiger wurde, denn je zuvor, um nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, zu werden. Dieser war ein prächtiger, Ruhm und Herrschaft liebender Herr, doch ungestüm, zornig gegen Alles, was ihm zu widerstehen wagte. Seine Lande dehnten sich von den Schweizergrenzen jenseits des Jura und des Rheins, zwischen dem Rhein und Frankreich bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen sogar vor Paris den König Ludwig XI von Frankreich erschreckt. Dieser haßte daher den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte sich mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin gewesen, schon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geschenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerstädten fehlen: da sie ihm gegen den Herzog hülfsen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen sprach sie wehmüthig um Beistand an, und selbst in Deutschland der Kaiser munterte sie gegen Bur-

gund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich dessen Landvogt Peter von Hagenbach fahrlässig gewesen, wenn durch seine Leute schweizerische Kaufleute auf der Reise durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein sie widerstanden den Bitten des Königs Ludwigs und seiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die krieglustige Jugend in den Schweizerstädten nach neuen Heldenthaten dürstete. Auch Oesterreich, Lothringen und andere Herrschaften auf deutschem Boden hatten sich gegen Burgund vereint.

Also schlossen die Eidsgenossen den französischen Bund (1474) und fielen mit achttausend Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oesterreicher desgleichen mit zehntausend Mann. Zu den Eidsgenossen waren auch Basler, Freiburger, Schaffhauser, St. Galler gestoßen. Die Alle hauseten grausam, und wer von Grafen und Herren im Waadtland burgundisch war, der mußte ihre schwere Hand fühlen, so wie der Herzog von Savoiem, der mit Karl dem Kühnen zusammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murtten; das mußte ihnen Gehorsam schwören. Weit, längs dem Lemanersee, herrschten die Waffen der Eidsgenossen. Viele savoische und burgundische Schlösser gingen in Flammen auf rechts und links. In die Burg von Grandson am Neuenburgersee legten sie Besatzung. Auch die Walliser traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht Savoiens.

Wie nun die Schweizer in vollem Kampf standen für den französischen König und den Kaiser in Deutschland, wurden sie unvermuthet von beiden wortbrüchig verlassen. Zuerst machte der Kaiser Frieden mit dem Herzog von Burgund, und zwölf Wochen später schloß der König von Frankreich auf viele Jahre mit ihm Waffenstillstand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizustehen gegen den Herzog; nun gestattete er diesem sogar freien Zug durch sein Gebiet gegen die Eidsgenossen. Denn wider die Eidsgenossen.

genossen war Karl der Kühne am meisten ergrimmt; die wollte er nun beugen und strafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche einst Erbe seines ganzen Landes war: mit dieser und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiser geblendet. Er wußte Ginen wie den Andern mit Hoffnung zu schmeicheln, er werde seine Erbtochter dessen Sohne vermählen. Doch wars ihm kein Ernst damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er starkes Kriegsvolk in den eigenen Landen, und in Frankreich und Italien. Des erschrakten allerdings die verrathenen Eidsgenossen, und schickten zwei Gesandtschaften ihm entgegen, Frieden und ausschließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leisten. Er jedoch verschmähte stolz ihr Anerbieten und zog von Besançon herauf über das Juragebirg mit sechszigtausend Mann gegen Grandson, daß sie seine Rache fühlten. Es war im März 1476.

---

27.

Ausgang des burgundischen Krieges. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahr 1476 bis 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Pferten, mit Hilfe verrätherischer Bürger, erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine verwegene Bernerschaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken, und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, vor dieser elenden Weste zehn Tage lang fruchtlos gelegen zu sein, befahl er Sturm, und drohte, wenn die Schweizer ferner widerständen, wolle er sie alle hängen lassen. Da entsank Vielen der Muth, und dem feigen

Hauptmann Hans Wyley zuerst. Darauf kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Gegenwehr abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Vermittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und nackt an den Bäumen aufhängen, mehrere Hundert, Andere aber grausam an Seilen im See herumzerren, bis sie ertranken.

Indeß eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten März (1476) zeigten sich schon Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer, als Vortrab in den Nebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburgersees, und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Fester Schrittes zogen Freiburg und Bern heran, befehligt vom kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheiß Niklaus von Scharnachtal. Und als dieser Vortrab den schweren Kampf schon stundenlang auf dem Blutfelde bestanden hatte, da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schaffhausen. „Was ist das für ein Volk?“ schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!“ antwortete der Herr von Stein. „Weh!“ rief der Herzog: „Es haben uns die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?“ Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stämmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich

fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidsgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhennken an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt das Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehengt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Perlen, mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen, fiel in der Eidsgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück ins Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer im April; dann zog er den Ufern des Neuenburgersees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand als einst Grandson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthausen zusammen. Schon war Murten in Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Wuth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten anrück-

ten, wie auch ihre Bundesverwandte aus Biel, den Städten des Elſaſes, von Baſel, St. Gallen und Schaffhauſen. Die zogen voran. Ihnen nach auf böſem Wege, bei böſem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganſer. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blaſen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häuſern ſtanden Tiſche und Speiſen für die Krieger. In der Finſterniß bei Sturm und Regen zog die Menge der Schaaren gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Regen fiel in Strömen. Da entfalteten ſich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum vierunddreißigtauſend Mann ſtark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit ſeinem Heer betend auf die Knie. Und wie ſie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Wölkern hervor. Als bald ſchwenkte Hans von Hallwyl ſein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22. Brachmonats. Nun donnerte das Geſchütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; zwischen den Bäumen am Ufer, Bubenberg. Hallwyl hatte ſchweren Streit; doch er beſtand ihn ſo lange, bis Kaſpar von Hertenſtein, der greiſe Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erſchien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen geſandt. Nun würgte der Tod den Burgundern im Angeſicht und im Rücken. Tauſende fochten, Tauſende fielen, Tauſende flohen. Der Herzog ſah Alles verloren, und ſprengte davon auf ſchnellem Roſſe, ſtumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genferſee. Fünfzehntauſend der Seinen lagen erſchlagen vom

Murtnersee bis Wifflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt; alle feindlichen Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Weinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphiren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemüthigten Feinde schweren Krieg, und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch hat er zu seiner Hilfe noch um sechstausend Mann bei den Schweizern; die sandten ihm achttausend, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegesheld von Murten. Als diese auszogen zum Heere des Renatus, erschien auch Karl der Kühne schon wieder in neuer Macht, und bestürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit seinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5. Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war muthlos. Der Anführer seines Vortrabs, Graf Cola Campobasso, ging sogar, statt anzugreifen, verrätherisch zum Renatus über. Zahlreicher war das Heer des Renatus an Kriegern, und stärker durch Muth, als Karl. So ward dieser besiegt, und, als er floh und mit seinem Rosse in einen leicht überfornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen. Fünfhundert seiner Edeln und Ritter lagen um ihn, Tausende seiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So starb der furchtbare Feind der Eidsgenossen.

Nun bemächtigten sich die Feinde Karls seiner Lande. Die Stände von Hochburgund aber sandten an die Eidsgenossen und baten um Frieden, ja in deren Bund aufgenommen zu werden. Bern, staatsklug und großsinnig, sprach

für ihre Aufnahme: „Hier ist gegen Frankreich fortan eine starke Vormauer am Jura und den Vogesen für uns Eidsgenossen!“ — Aber die andern, zumal die kleinern Kantone, widerredeten. Sie fürchteten durch solche Ausdehnung des Bundes zu viel in fremde Kriege verwickelt, oder, neben der Größe so vieler andern Kantone, unscheinbar und gering zu werden. Also mußten die Burgunder ihren Frieden nur mit hundert und fünfzigtausend Gulden von den Eidsgenossen bezahlen. Erzherzog Maximilian von Oesterreich aber bekam Hochburgund mit der Hand Maria's, der Tochter Karls des Kühnen. Und Oesterreich schloß mit Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn, zu gegenseitigem Schutze und ewigem Frieden, einen Erbverein, dem bald auch Unterwalden, Schwyz, Zug und Glarus beitraten. In diesem Verein that Oesterreich Verzicht auf Alles, was die Eidsgenossen je dem Hause Habsburg entrissen hatten, und beide Theile gelobten sich Beistand gegenseitig in der Noth.

Auch mit dem König von Frankreich ward Bund gemacht, und ihm Werbung bei den Schweizern für seine Kriegsheere gestattet. Dafür streute er viel Geld und Geschenke und Jahrgehälter in der Schweiz aus. Da warben die Landvögte, Junker und Rathsherren rüstige Mannschaft für den König, und bereicherten sich als Hauptleute und Obersten von seinen Gaben und seinem Solde, und dafür versprigten sie in fremden Landen edles Schweizerblut.

Es war aber zu dieser Zeit im Lande gar viel müßiges Volk, hatte im Kriege Zucht, Sitte und Arbeit verlernt, wollte lieber raufen und rauben. Es lief auf eigene Gefahr zur Reise in auswärtige Kriege, und dieses Reiselaufens war kein Ende. Viele legten sich auf unnütze Händel und Räubereien im Vaterlande. Andere trieben andern Unfug. In Zug sprachen sie beim Wein und Spiel zur Fastnachtszeit von der ungleich getheilten Burgunderbeute, und daß die großen Häuse zu Bern und Freiburg wohl das Beste für sich behalten hätten. Und sie schworen zusammen, auszu-

ziehen und Rechenschaft zu fordern, und hießen sich die Bande vom tollen Leben. Mit Lust und Lachen, Alle bewaffnet, zogen sie durch Städte und Länder der Schweiz, und überall ihnen wilde Jugend zu, um die aus dem Burgunderkriege noch vernachlässigte Brandschatzung von Genf zu holen. Sie thaten Niemanden Leids, zahlten, was sie verzehrten. In Bern waren sie siebenhundert, in Freiburg zweitausend stark. Solche Unordnung verursachte Furcht. Die Obrigkeiten mahnten ihre Unterthanen ab, sich nicht mit unerlaubten Bewaffnungen zu vereinigen. Es wurden Tagsatzungen gehalten. Man besänftigte die Jünglinge der tollen Bande mit freundlichen Worten; doch wurden sie nicht zur friedlichen Heimkehr vermocht, bis Genf und Lausanne die Summen der rückständigen Brandschatzungen gegeben. Da gingen alle auseinander.

Bern schloß um dieselbe Zeit auch Frieden und Bund mit Savoiem, gab diesem das verpfändet gewesene Waatland zurück, und behielt nur Aalen; aber bewirkte dagegen, daß Freiburg wieder, als freie Stadt des römischen Reichs, von Savoiem (23. August 1477) unabhängig erklärt ward. Denn Bern wollte keinen Waffenplatz Savoiens so nahe dulden. Freiburg übernahm dafür, zum Lösegeld seiner Freiheit, einen großen Theil der savoitischen Landschuld.

28.

Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich.

(Vom Jahr 1478 bis 1489.)

Weit nun, in Thälern und Bergen, in Städten und Ländern der Eidsgenossen, lebte ein Volk voll kriegerischen Trozes.

Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht seine Schätze, in der zweiten sein Heer, in der dritten das Leben verlieren müssen, fürchtete der Schweizermann Niemanden mehr. Drum ward des Kriegens kein Ende.

Eines Tages hatten mailändische Unterthanen Bauholz in einem Walde der Liviner gefällt. Sogleich liefen junge Leute aus Uri über den Gotthard und beraubten und mißhandelten dafür die Unterthanen von Mailand in benachbarten Dörfern. Uri, statt diese junge Mannschaft zu strafen, nahm sie in Schutz, kündete den Mailändern den Krieg an, und bot die Eidsgenossen auf zum Beistand. Die Eidsgenossen sahen der Urner Unrecht, wollten vermitteln, aber auch die Urner in der Noth nicht fallen lassen. Also schickten sie Kriegsvolk auf den Augenblick in der Noth.

Als der Herzog von Mailand solches sah, sandte er den Graf Borelli mit starker Macht am Tessin herauf. Beim Dorf Giornico lag der Vortrab der Schweizer; es waren nur sechshundert Urner, Luzerner, Schwyzer und Züricher; die andern Eidsgenossen, ihrer gegen zehntausend, waren noch weit zurück. Borelli wollte mit seiner auserlesensten Mannschaft auf Giornico. Es war aber mitten im Winter. Die Schweizer leiteten das Wasser des Tessin vor sich über die Wiesen, daß es zur Eisdecke fror; dann legten sie Fuß-eisen an. Wie die Mailänder furchtsam über die schlüpfrige Eisdecke heraufkamen, stürmten festen Fußes die Schweizer gegen sie her (28. Christmonds 1478). Da hatten die Wenigen leichtes Spiel gegen die Menge, welche nicht auf den Beinen sicher standen. Frischhans Theilig, der Luzerner Hauptmann, ward mit seinem guten Schwert der Todesengel der Mailänder. Diese flohen mit Entsetzen, Fünfzehntausend vor Sechshundert. Ihr Blut färbte den Schnee bis Bel-linzona roth; über anderthalb Tausende wurden erschlagen. Diese fast unglaubliche Kriegsthat machte den Namen der Schweizer durch ganz Italien berühmt. Mailand erkaufte den Frieden, zahlte Entschädigungen, und anerkannte, daß Livi-

nen nebst dem Thal Brugiasco als ewiges Lehen bei Uri bleiben solle, gegen jährliche Entrichtung einer dreipfündigen Wachskerze an den Dom von Mailand.

In den meisten Kriegen, besonders gegen Burgund, hatten die Städte Solothurn und Freiburg sich wacker für die Eidsgenossen geschlagen. Darum bemühte sich Bern, diese Städte in den Bund der Eidsgenossen zu bringen. Die freien Landleute hingegen in Uri, Schwyz und Unterwalden waren sehr dawider. Sie fürchteten, die Städte, denen sie in keiner Bildung und Kenntniß nachständen, und die nur immer auf Vermehrung ihrer Gebiete und Unterthanen dachten, würden am Ende Meister sein, und den ganzen Bund nach ihrem Willen und Vortheil lenken. Wegen dieser Eifersucht und Furcht wollten sie die Zahl der Herrscherstädte nicht im Bunde vermehrt sehen. Die Städte hinwieder hatten ganz andern Argwohn gegen die freien Länder. Gleich nach den Unordnungen der Bande vom tollen Lehen hatten Zürich, Bern und Luzern unter sich und mit Solothurn und Freiburg, einander um Beistand, Bürgerrecht errichtet, weil sie besorgten, die freien Landleute der kleinen Kantone möchten damit umgehen, Freiheit auf alle Schweizer zu bringen, und die Unterthanen der Städte zu verführen, früher oder später die Botmäßigkeit der Stadtbürger zu verwerfen und Landsgemeinderegierung zu stiften. Das wollten die Stadtbürger nicht. Sie hatten ihre Unterthanen erobert oder erkaufte, und wollten ihrer Rechte sicher bleiben.

So erwuchs gegenseitiges Mißtrauen unter den Eidsgenossen. Ein Zufall bestätigte den Argwohn der Städte. Zu Escholzmatt im Luzernerischen Amt Entlibuch saß Peter Am Stalden, ein tapferer Kriegsmann, oft mit seinen Vettern, dem Altlandammann Heinrich Bürgler von Obwalden und dessen Schwager Kühneger, beim Glase Weins, wenn sie ihn besuchten, und sprachen von der Freiheit. Die Obwaldner munterten den Peter auf, der ohnedem mit dem Landvogt im Entlibuch und den Herren in Luzern nicht zufrieden

war, am St. Leodegarsfest einen fecken Streich in der Stadt zu wagen. Obwaldner sollten auch zum Fest kommen und helfen, Schultheiß, Rath und Hundert in die andere Welt wandern, Thürme und Ringmauern abgerissen, Luzern ein schönes Dorf, Entlibuch ein freier Stand werden. So sprachen sie. Die Luzerner erfuhren davon, weil sich Peter durch unbesonnene Ausdrücke verrathen hatte. Er ward gefänglich eingezogen; er mußte Alles bekennen und ward zur Strafe enthauptet.

Das geschah zu derselben Zeit, als sämtliche Eidsgenossen, mit ihnen auch Boten von St. Gallen und Appenzell, Solothurn und Freiburg, zu Stanz im Nidwaldner Land (1481) eine Tagsatzung hielten. Da brach nun zwischen allen Kantonen der Argwohn und Groll laut aus, sowohl um Theilung der Burgunderbeute, als um Aufnahme der beiden Städte in die Eidsgenossenschaft und um vieles Andere. Die drei Ur-Kantone stießen so schreckliche Drohungen gegen die Städte aus, und Luzern und die Städte wurden so ergrimmt wider die drei Länder, daß Freiburger und Solothurner freiwillig und bescheiden von ihrem Wunsche zurücktraten und im ganzen Lande schon Rede ging, man werde zu den Schwertern greifen, man werde die ganze Eidsgenossenschaft auflösen müssen.

Solches hörte auch der Stanser Pfarrer Heinrich Imgrund, ein aufrichtiger Eidsgenosß, und erschrak von Herzen. Er nahm den Wanderstab und eilte in die Wildniß an dem Ranftobel, um dem frommen Bruder Niklaus Löwenbrugger das Unglück zu verkünden. Dieser fromme Mann, welcher von der Flue bei Sarelm in Obwalden, wo er sein Heimwesen hatte, auch Von der Flue genannt ward, hatte in der Einsamkeit seiner Wildniß schon manches Jahr im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt. Im ganzen Lande wurde er wegen seiner Andacht verehrt. Man sagte von ihm, daß er ohne Nahrung und Speise seit vielen Jahren lebe, ausgenommen, daß er allmonatlich das heilige

Abendmahl genöffe. In enger Zelle schlief er auf harten Brettern, ein Stein war sein Kopfkissen. Seine Frau, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter gezeugt hatte, wohnte droben am Berg auf dem Gute. Er war ehemals im Thurgauer Krieg ein tapferer und menschenfreundlicher Kriegsmann gewesen.

Wie er nun durch den Pfarrer von Stanz die Zwietracht der Eidsgenossen erfahren hatte, verließ er seine Einsiedelei und ging nach Stanz und trat in den Saal der versammelten Tagherren. Alle standen von ihren Sitzen auf, als sie die Erscheinung des hochwürdigen Greises, in hagerer Gestalt, jedoch jugendlicher Kraft, sahen. Er aber sprach zu ihnen mit der Würde eines göttlichen Boten, und mahnete sie im Namen des Gottes, der ihnen und ihren Vätern so viele Siege gegeben, zu Frieden und Eintracht. „Ihr seid stark worden,“ sprach er, „durch Macht eurer vereinten Arme; nun wollet ihr sie trennen, schönßer Beute willen? Fern sei, daß solches die umliegenden Lande von euch vernehmen! Ihr Städte, bestehet nicht auf die Bürgerrechte, die den alten Eidsgenossen schmerzlich sind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben euch gekämpft haben; nehmet sie in den Bund! — Eidsgenossen, aber erweitem den Zaun nicht zu sehr, der euch umschließt. Meidet ausländische Händel! Hütet euch vor aller Parteiung! Fern von euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme!“

Dies und Anderes sprach Niklaus von der Flue, und alle Herzen wurden von den Worten des hohen Einsiedlers erschüttert und also bewegt, daß in einer einzigen Stunde Alles verglichen wurde. An demselben Tage sind Solothurn und Freiburg in den ewigen Bund der Eidsgenossen eingetreten. Es geschah am Sonnabend, den 20. Christmonds 1481. Und in dem abgeschlossenen Stanzerverkommen wurden die alten Bünde und die Gesetze des Pfaffen- und Sempacherbriefs bestätigt, desgleichen der Vorschlag des

frommen Niklaus, das im Krieg Eroberte nach den Orten, das Erbeutete aber nach der Mannschaft zu vertheilen. Auch ward beschloffen, ohne Willen und Erlaubniß seiner Herren und Obern solle Niemand Gemeinden versammeln und gefährliche Anträge machen. Wenn aber die Angehörigen eines Standes ihren Obrigkeiten widerwärtig werden wollten, sollten alle Stände helfen, die Unzufriedenen wiederum ihren Herren gehorsam zu machen.

Dies gethan, ging der Einsiedler in seine Wildniß, jeder Gesandte in seinen Kanton zurück. Freude ward aller Orten. Von allen Kirchtürmen ertönte feierliches Geläute der Glocken in den großen Jubel, von den Alpen herab bis zum Jura.

Aber, mit hergebrachter Eintracht in Stanz, kehrte nicht die alte Zucht und Sitte der Eidgenossen zurück. In den Städten nahm Habsucht und Vornehmthuerei der bürgerlichen Obrigkeiten, in den Aemtern Bestechlichkeit, in den Gemeinden rohes Wesen, beim Pöbel Ausschweifung und Raublust zu. Das Gesetz war oft nur ein trügglich Netz, durch welches der Reiche bequemlich ging, der Arme sich fing. Und die Gerechtigkeit, wenn sie zu lange geschlummert hatte, erwachte nicht selten zum blutdürstigen Zorn. Nur im Jahre 1480 wurden binnen drei Monaten bei fünfzehnhundert Mörder und Räuber in der Schweiz von den Gerichten verurtheilt. Denn auf dem Tag zu Baden war beschloffen: Wer so viel stiehlt, als ein Strick werth, soll ohne Gnade hängen. Des Reislaufens in fremde Kriege war kein Ende. Da zogen oft bei hundert und tausend junge Männer, mit Spielleuten an ihrer Spitze, fort über den Rhein und über die Berge, um den Fahnen der Könige zu folgen und Beute zu machen, oder den Tod zu finden. Auch an Kriegshändeln ringsum fehlte es nicht. In einem einzigen Jahre (1487) wurden auf der italienischen Seite vier Kriege geführt, von den Bündnern gegen Mailand, von ihnen und Eidgenossen bei Roveredo gegen Venedig, von den Wallisern gegen Mailand, von den Bernern und Andern der westlichen Schweiz

für den Herzog von Savoyen gegen die Piemonteser bei Saluzzo.

Auch an innern Zerwürfniſſen und Aufrührern fehlte es nicht. Die adelichen Herren und die Priester in Zürich, welche den klugen und tapfern Hans Waldmann, Bürgermeister dieser Stadt, auf den Tod haſten, weil er sie einzuschranken ſuchte, wiegelten durch allerlei Reden Bürger und Landvolf gegen ihn auf, hießen ihn einen Tyrannen, der eigenmächtige Satzungen mache und die alten Rechte verlege. Es war Hans Waldmann eines Landmanns Sohn von Blikestorf, im Lande Zug, als Gerber gen Zürich gekommen, durch großen Verstand und tapfern Sinn erhöht, als Siegesheld bei Murten und Nancy berühmt und bei Eidsgenossen und Fürsten hoch geworden. Aber die Eidsgenossen hatten gegen ihn, daß er mit Oesterreich und Mailand zusammenhielt, und die Züricher, daß er aus Leidenschaft und Stolz seine Gewalt mißbrauchte. Das ließ sich der Bürgermeister nicht anfechten, und wehe dem, der wider ihn handelte oder redete. Als Frischhans Theilig von Luzern, der Kriegsheld von Giornico, welcher Waldmanns Parteilichkeit für Mailand oft getadelt hatte, eines Tages mit Tuchwaaren nach Zürich kam, ließ ihn Waldmann fangen und enthaupten, wie sehr auch Luzern für das Leben des Helden gebeten hatte.

Solcher Uebermuth brachte diesem an großen Gaben reichen Mann allgemeinen Haß und endlich Untergang. Denn seine Feinde benutzten wider ihn die Unruhen des Landvolks am Zürichsee, als zuerst die Gemeinden Meila und Herrliberg aufstanden, und bald mehrere Dörfer am See, welche sich über die Härte der Geseze beklagten und vielerlei Beschwerden führten. Die Landleute vom See traten mit den Waffen vor die Mauern Zürichs und riefen: „Bedenkt, ihr Herren, was ihr nach dem Züricher-Krieg in der Wasserkirche versprochen, uns nichts Neues aufzulegen!“ — Es kamen auch die Boten der Eidsgenossen und vermittelten, daß neuerdings

erklärt ward, die Klagen der Gemeinden sollten untersucht und die Leute befriedigt werden. Aber Waldmann, welcher glaubte, es sei der Stadt Zürich durch solche Erklärung an Ehren weh gethan, ließ durch den Stadtschreiber den Spruch abändern, als hätten die Bauern nur vermeinte Klagen geführt, als hätten sie demüthig und um Gotteswillen Vergebung ihres Unrechts gebeten, und nur so viel erhalten, daß ihre Beschwerden bei erster Gelegenheit sollen geprüft werden.

Da nun die Verfälschung des Abschiedes kund ward, geschah neuer Auflauf gegen die Stadt, und in der Stadt ward Unruhe, daß der Bürgermeister nicht mehr ohne Panzer ausging und auf dem Rathhause schlief. Wehe aber der Obrigkeit, die sich mit andern Waffen als mit der Liebe des Volks schützen will! Der Bürgermeister und Ritter Waldmann wurde im Aufruhr mit seinen Anhängern ergriffen, in den Wellenberg geführt, gefoltert und enthauptet (den 6. April 1489). — Wohl hatte Waldmann viel gefehlt, doch der wüthende Parteigrimm gegen ihn nicht minder.

An dem Tage seines Todes traten von Zürich Obrigkeit und Unterthanen, als gleiche Parteten, vor die richtenden Eidsgenossen, und diese bewirkten einen ewigen Vertrag zwischen beiden, welcher genannt ward der Waldmannsche Spruch. Darin ward den Landleuten geboten, Bürgermeistern und Rätthen und dem großen Rath der Stadt Zürich Treue, Wahrheit und Gehorsam zu halten; ihnen aber gestattet, ihre Waaren zu Markt zu führen, wohin sie wollten; hinzuziehen, wohin ihnen gefalle; Handwerke in den Dörfern zu treiben; Neben einzulegen und die Güter zu bewerben nach bestem Wissen; sich in den Seegemeinden einen Untervogt selbst zu wählen, und viele andere Rechte mehr. Wenn aber die in der Stadt die Ihrigen am Zürichsee mit böser Gewalt übersehen wollten, dann sollten zwei oder drei Kirchhörnen sich zusammensügen und bereden, und von jeder Kirchhöri sollten zehn oder zwanzig Ausgeschossene vor die

Eidsgenossen gen Zürich gehen, und ihre Klage anbringen, daß dieselbe abgestellt werde.

Dieser Spruchbrief wurde am 9. Mai 1489 von den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, als Schiedsrichtern und Gewährleistern, unterschrieben.

29.

**Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft  
der dreizehn Orte bildet sich.**

(Vom Jahr 1490 bis 1500.)

Wenn im Lande einmal die Meinung einer Partei mehr, als die Wahrheit, wenn Gewalt mehr als Recht gilt, dann wenden Freiheit und Frieden den Rücken. Das erfuhr Zürich nach der Hinrichtung des Hans Waldmann. Denn die Stadt verlor durch den Waldmannschen Spruch bei ihren Unterthanen viel vom alten Ansehen, und ärtete daraus noch manches Hundert Jahre nachher Verdruß. Die Feinde Waldmanns, nun sie im Rath saßen, und seine Güter eingezogen und verschwendeten, und seine Anhänger verfolgten, hauseten böser und ungerechter, als er selbst. Geschlossenheit währte lange im Lande. Man hieß diese Regierung den hörnernen Rath; Waldmanns Regierung stand dagegen noch silbern.

Auch in St. Gallen war zur selben Zeit zwischen der Stadt und dem Abte die böse Zwietracht wieder los. Als dieser zu Korschach auf eigenem Grund und Boden ein neues Kloster bauen wollte, wurden darüber die Bürger St. Gallens aufgebracht. Müßig traten ihnen die Appenzeller bei, nie des Abtes Freunde; selbst die Gotteshausleute wandten sich auf die Seite der Bürger. Das Kloster ward geschleift. Da schrie der Abt zu den vier Schirmorten seines Gotteshauses um Hilfe, und es kamen Zürich und Luzern und Schwyz und Glarus, und stifteten Ruhe durch Waffengewalt (1490).

Das kostete den St. Gallern viel Geld, und Appenzell verlor, für Kriegskosten, das Rheinthal und einen Theil der Herrschaft Sar, welches die Schirmorte behielten, und an dessen Regierung sie nachher auch die Urner, Unterwaldner und Zuger, erst später wieder Appenzell (1501), dann auch zuletzt (1712) Bern Theil nehmen ließen. Solche Eroberungen der Eidsgenossen über Eidsgenossen machten böses Blut.

Fast zum Glück für sie erschien aus der Fremde Gefahr und Noth. Das vereinte wieder Alle von neuem, und solches war heilsam.

In Deutschland nämlich war Maximilian I. von Oesterreich Kaiser. Er hatte von Frankreich die niederburgundische Grafschaft empfangen, und, um sie sicherer zu bewahren, dem deutschen Reiche einverleibt, als eigenen Kreis. Einen solchen deutschen Reichskreis wollte er auch aus dem Schweizerland machen. Aber das verbat sich die Eidsgenossen, und sie blieben lieber, wie bisher, für sich. In Schwaben hatten die dortigen Stände mit einander einen Bund zur Abschaffung aller kleinen Kriege und Fehden unter sich gemacht. Das gefiel dem staatsklugen Kaiser; er stellte sich selbst als Mitglied an die Spitze dieses Bundes, weil er ihn dann auch zur Verstärkung seiner österreichischen Hausmacht gebrauchen und leiten konnte. Er verlangte, die Eidsgenossen sollten dem Schwabenbund ebenfalls beitreten. Das verbat sich abermals die Schweizer, denn sie blieben lieber, wie bisher, für sich.

Dadurch ward der Kaiser erzürnt, und zu Innsbruck sagte er zu den Gesandten der Eidsgenossen: „Ihr seid ungehorsame Glieder des Reichs; ich werd' euch wohl selbst einmal mit dem Schwert heimsuchen müssen!“ Die Gesandten antworteten und sprachen: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät ehrfürchtvoll, uns mit solchem Besuch zu verschonen, sintemal unsere Schweizermannen grob sind und selbst der Kronen nicht achten!“

Den Schwabenbund verdroß die Keckheit der Eidsgenossen

nicht minder. An den Grenzen gab's darum viel Neckerei und Rauferei zwischen den Leuten hin und her, also, daß sich die Stadt Konstanz zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Schwabensbundes begab. Denn eines Tages wollte aus dem Thurgau ein ganzer Haufe rüstiger Männer, aufgewiegelt vom Urner Landvogt daselbst, die Stadt, wegen ihres Trozens gegen die Schweizer, überfallen und züchtigen.

Mit den Bündnern hielten die Oesterreicher auch üble Nachbarschaft; da waren zwischen Tyrol und Engadin immer Händel und Zwiste wegen Marchen, Rechten und Zöllen. Einmal sogar waren die Tyroler bewaffnet ins Engadinerthal hereingezogen (im J. 1476), aber mit blutigem Haupte durch die Schlucht von Finstermünz in ihr Land zurückgejagt worden. Nun kam neuer Stoff zum Streit hinzu. Nämlich nach der Theilung der Toggenburger Erbschaft waren die Rechte Toggenburgs in dem Zehn-Gerichten-Bund den Grafen von Mätsch, Sar und Montfort zugefallen, und nachher kaufweise (1478 und 1489) an das Erzhaus Oesterreich gelangt. Daraus entstand vieler Unfriede.

Weil also die Bündner mit den Eidsgenossen einerlei Furcht vor Kaiser Maximilians Gewalt und Willen hatten, errichteten der graue Bund (im Jahre 1497) und der des Gotteshauses (1498) Freundschafts- und Schutzbündniß mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Zehn-Gerichten-Bund, aus Furcht vor Oesterreich, wagte aber noch nicht, heizutreten.

Jetzt hielt der Kaiser seinen Grimm nicht länger zurück. Und wiewohl er schon schweren Krieg in den Niederlanden auf sich hatte, stellte er doch neue Macht ins Tyrol, und die Schaaren des Schwabensbundes rückten heran, und umspannen das Schweizerland vom Engpaß der Bündner beim Luziensteig, durch welchen man aus dem rhätischen Gebirg nach Deutschland gelangt, längs Bodensee und Rhein bis Basel.

Damit gerteth die Schweiz und Rhätien in große Ge-

fahr. Doch brachen die Bündner muthig auf für ihre Freiheit; nun auf alle Eidsgenossen. Sarganser auch und Appenzeller eilten zum Schollenberg: Walliser, Baseler und Schaffhauser flogen mit ihren Bannern heran, dem Feind ins Angesicht. Keiner blieb daheim.

Es war im Hornung des Jahres 1499, als der Kampf anhub. Denn achttausend Kaiserliche drangen ins bündnische Münsterthal und Engadin; mit Tausenden bemächtigte sich Ludwig von Brandis, des Kaisers Feldherr, unversehens des Luziensteigs und, durch Verrätherei von vier Bürgern, des Städtleins Maienfeld. Die Bündner aber erstürmten den Luziensteig wieder; achthundert Schwaben fanden hier den Tod, die andern flohen bis Balzers. Dann setzten die Eidsgenossen bei Nymoos über den Rhein und siegten mit den Bündnern bei Treisen herrlich im Treffen. — Mit zehntausend Streichern stand der schwäbische Adel bei St. Johann, zu Höchst und Hard, zwischen Bregenz und Fußach. Achttausend Eidsgenossen erschlugen da fast die Hälfte seines Kriegsheers, und drangen hinauf in die Bregenzer Wälder und brandschatzten das Land. — Zehntausend andere Eidsgenossen durchzogen verheerend den Hegau und brannten, binnen acht Tagen, zwanzig Dörfer, Flecken und Schlösser nieder. Es folgten rasch Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen.

Zwar war den Feinden, von Konstanz aus, gelungen, die eidsgenössische Besatzung von Ermatingen im Schlafe zu überfallen und dreiundsiebenzig wehrlose Männer in den Betten zu ermorden. Aber blutig küßten sie im Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer achtzehntausend, von nur zweitausend Eidsgenossen überwunden, flohen, daß ihnen die Stadthore von Konstanz zu eng wurden in der Flucht, und sie mehr ihrer Todten zählten, als ihnen Schweizer entgegen gestanden waren. — Ein Heerhaufe der Eidsgenossen am Oberrhein drang in den Wallgau, wo die Feinde bei Frastenz verschanzt standen, und, vierzehntausend stark, die

Tapferkeit der Schweizer nicht mehr fürchteten. Als aber Heinrich Wölleb, der Held von Uri, mit zweitausend Tapfern über den Langengasterberg die starke Stellung umgangen hatte, da ward sein Heldentod der Siegesruf für die Eidsgenossen. Diese stürzten unter dem Donner des Geschüßes in die Reihen Oesterreichs ein und fürchtbar trafen ihre Streiche. Drettausend Leichen bedeckten die Wahlstatt von Frastanz. Was von den Oesterreichern lebte, entrannt durch Wald und Wasser mit Entsetzen. Denn damals tritt jeder Schweizer, als hinge an seiner Faust allein der Sieg; für Schweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudigen Antlitzes in Noth und Tod, und zählte die Menge des Feindes nicht. Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl mehr als Einer, der, wie Hans Wala, der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit dreißig Reitern aufnahm.

Aber auch die Graubündner fochten mit nicht geringem Ruhme. Davon zeuget die Malserhaide im Tyrol, wo unter Oesterreichs Fahnen fünfzehntausend hinter Bollwerken standen, und nur achtauseud Bündner gegen sie rannten. Die Bollwerke wurden umgangen, die Schanzen erstürmt. Dort stand Benedikt Fontana zuerst auf der Wallmauer des Feindes. Er hatte Bahn gebrochen. Mit der Linken verhielt er die weite Wunde, aus der sein Eingeweide sank, mit der Rechten focht er, und rief: „Nur wacker dran, o ihr Bundsgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; ist's doch nur um einen Mann zu thun. Heut möget ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet ihr sieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch!“ So rief Fontana und starb. Die Malserhaide ward von den Todten der Oesterreicher voll. Bei fünftausend kamen um. Die Bündner zählten ihrer Erschlagenen nur zweihundert, ihrer Verwundeten siebenhundert.

Als Kaiser Maximilian in den Niederlanden von so viel verlorne Schlachten der Seinigen hörte, kam er und

schalt seine Feldherren, und sprach zu den Fürsten des deutschen Reichs: "Sendet mir Hilfe gegen die Schweizer, die sogar gewagt, das Reich anzugreifen. Denn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Untreue und Haß deutscher Nation ist, haben sogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt."

Die Fürsten des Reichs aber zauderten, Hilfe zu senden; und mit Schrecken mußte der Kaiser bald darauf vernehmen, wie sein Kriegsheer, das er zur Unterdrückung Bündens über die Gebirge Engadins ausgesandt hatte, dort mitten im Sommer von Schneelawinen und vom Hunger und von Felsenstücken, welche die Bündner an den Bergen heruntergelassen, zerstört worden sei; dann, wie auf der walbigen Höhe des Bruderholzes, ohnweit Basel, tausend Schweizer mehr denn viertausend ihrer Feinde geschlagen, und bald darauf in denselben Gegenden, bei Dornach, sechstausend Eidgenossen gegen fünfzehntausend Oesterreicher obgesiegt, und denselben dreitausend Mann sammt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürstenberg erlegt hätten. Da ging der Kaiser in sich, gegen welchen binnen acht Monaten die Schweizer achtmal in acht Feldschlachten den Sieg gewonnen hatten. Und er beschloß einen Krieg zu enden, in welchem schon mehr denn zwanzigtausend Menschen umgekommen, und bei zweitausend Dörfer, Flecken, Schlösser und Städte verwüestet waren.

Es wurde der Friede vermittelt und geschlossen den 22. Herbstmonat 1499 in der Stadt Basel. Der Kaiser bestätigte den Eidsgenossen ihre frühern Rechte und Eroberungen, und gab ihnen dazu noch das Landgericht über den Thurgau, welches bisher mit dem Blutbann und andern hohen Gerechtigkeiten ein Eigenthum der Stadt Konstanz gewesen war. Und fortan dachten die Kaiser nimmer daran, die Eidsgenossenschaft aufzulösen und sie an das deutsche Reich bringen zu wollen. Bei Fraßtenz, in der Malserhaide und bei

Dornach liegen die ersten Grundsteine schweizerischer Unabhängigkeit von fremden Mächten.

Dankbar erkannten die eidsgenössischen Orte, was Basel, was Schaffhausen Herrliches in diesen Heldentagen für gesammte Eidsgenossenschaft geleistet hatten, und wie das streitbare Appenzell nirgends zurückgeblieben war, wo es Ruhm und Freiheit gegolten hatte. Darum wurde Basel (9. Brachmonat 1501), darum das aufblühende Schaffhausen (9. August 1501) in den ewigen Schweizerbund aufgenommen, und endlich auch das mit den meisten eidsgenössischen Orten schon ewig verbundene Appenzell (im Jahre 1513) als Mitstand gesammter Eidsgenossen anerkannt.

Also war nun im zweihundert und fünften Jahre nach der That des Wilhelm Tell die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte vollendet. Aber Wallis und Bünden wurden, als der Eidsgenossenschaft zugewandte Orte, betrachtet, auch St. Gallen, Mülhausen, Rothweil in Schwaben und andere Städte: alles freie Orte, keinem Fürsten unterthan, den Schweizern im Schutzbund verwandt.

---

30.

**Von Sittenwildheit und Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie Beltlin und die italienischen Vogteien erwarben.**

(Vom Jahre 1500 bis 1525.)

Die dreizehn Orte schweizerischer Eidsgenossenschaft waren aber zu jener Zeit noch nicht, wie heutiges Tages, einander gleich in Rechten des Bundes, noch unmittelbar durch einen und denselben Vertrag zusammengehalten. Eigentlich hingen sie insgesammt nur mit den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, wie um einen Mittelpunkt, unter sich selbst aber nur wieder durch besondere Bündnisse an einander. Jeder

Ort sorgte für eigenen Vortheil und Ruhm, selten um der Andern Nutzen oder um gemeiner Eidsgenossenschaft Wohlfahrt. Furcht vor Ehrgeiz und Uebermacht benachbarter Herren und Fürsten hatte sich nach und nach vereinigt. So lange die Furcht währte, hielt das Bündniß stark.

Weil die Regierungen unter sich, in so weit es ihre Verträge erlaubten, als auch von auswärtigen Fürsten unabhängig waren, nannten sie sich freie Schweizer. Doch im Innern ihrer Länder war für das Volk wenig Freiheit. Nur die Landleute in den Hirtenkantonen rühmten sich einander gleicher Rechte, und in den Stadtkantonen nur die Bürger der Städte, halb auch von diesen nur einzelne reichere oder ältere Geschlechter. Das übrige Volk, das zu den Städten gehörte, war, durch Kauf oder Eroberung gewonnen, unterthan, oft sogar leibeigen, und behielt etwa die geringen Rechte, welche es vorher schon unter ehmaligen Grafen und Fürsten genossen hatte. Selbst aber auch die Hirtenkantone besaßen Unterthanen und regierten fürstlich über dieselben durch ihre Landobgte. Und die eidsgenössischen Orte und Städte insgesammt erlaubten ihren Unterthanen keineswegs, sich frei zu kaufen, wie es doch ehemals die alten Herren und Grafen den Eidsgenossen selbst gestattet hatten.

Das Volk fragte jedoch damals der Freiheit nicht viel nach; war in anhaltenden Kriegen gar unbändig und roh geworden, liebte Schlagen und Raufen, Schwelgen und Sausen. Gab's im Lande keinen Krieg, zogen die jungen Leute, voller Begierde zur Beute, fremden Trommeln nach, und vermietheten sich um Lohn an die Fürsten zu deren Schlachten. An guten Schulen fehlte es in den Dörfern, und die Geistlichen bekümmerten sich selten darum. Ja, die Sitten der Geistlichen waren oft nicht weniger schlimm, als die der Städter und Landleute; selbst in Klöstern ward, bei großem Reichthum, oft großer Unfug getrieben. Man sah viele unwissende Pfarrer; viele spielten, tranken und fluchten; viele hielten sich ohne Scheu Weischläferinnen.

In den Hauptstädten der Kantone spielten Unzucht und Weppigkeit häufig den Meister. Zwischen Bürgerschaften und Räten gab es viel Streit, und zwischen den Ständen herrschte Neid und Mißtrauen. Die Herren, welche einmal in kleinen und großen Räten saßen, sorgten meistens lieber für sich und ihre Familien, als für das Heil der Bürgerschaft; trachteten ihre Söhne und Vettern emporzubringen und ihnen einträgliche Stellen zu schaffen. Es gab wohl auch aller Orten noch wahrhaft vaterländische, große Seelen, denen der Nutzen des Landes mehr, als ihr eigener, galt. Aber man hörte diese Männer nicht gern.

Sobald von außen keine Kriegsgefahr zu befürchten stand, und Könige und Fürsten ringsum froh waren, Schweizer unter ihre Fahnen zu bekommen, an deren Leben und Tod ihnen weniger gelegen war, als am Tod und Leben eigener Unterthanen: trachteten die vornehmen Geschlechter in Stadt- und Landkantonen sogleich, daraus für sich Geldquellen zu öffnen. Die Lust der Könige zu den tapfern Schweizern kam der Gelbbegier der Rathsherren eben so wohl zu statten, als der Sucht der jungen Landleute, Beute zu machen. Ja, selbst wider ausdrückliches Verbot der Obrigkeiten, liefen oft Tausende den ausländischen Fahnen nach, und kamen meistens elendiglich um, weil Niemand für sie sorgte. Darum hielten die Regierungen für besser, Verträge mit den Königen wegen Errichtung von Schweizerregimentern abzuschließen, die unter schweizerischen Hauptleuten stehen, nach eigenen Geheßen gerichtet und regelmäßig besoldet werden sollten, also, daß doch jede Regierung für ihre Angehörigen im Ausland Sorge tragen könne. „Ihr Eidsgenossen müßet ein Loch haben, wo hinaus!“ sagte schon Rudolf Reding von Schwyz, als er vor Jahren das tolle Leben der jungen Leute nach dem Burgunderkrieg sah.

Nun begann das Vermietzen der Schweizer, Bündner und Walliser in fremde Kriegsdienste von Obrigkeitswegen. Den ersten Beitrag dieser Art machte der König von Frank-

reich (in den Jahren 1479 und 1480) mit den Eidsgenossen in Luzern. Nachher warb das Haus Oesterreich um Lohnsoldaten (1499), desgleichen thaten die Fürsten in Italien und späterhin auch andere; ja selbst der Papst zu Rom mietete sich (1503) eine Leibwache von Schweizern; zuerst Papst Julius II., der oft Krieg führte.

Solches Wesen brachte aber viel Verderben ins Schweizerland. Wohl mancher Acker lag brach, und mancher Pflug stand still, weil der Mann draußen im Lohnkrieg war. Und kehrte er lebendig zurück, bracht er fremde Seuche und Laster mit und vergiftete durch böse Sitten die Unverdorbenen, die weil er im Kriege wenig Tugend gelernt hatte. Nur die Söhne der Vornehmen und Rathsherrn empfangen Hauptmanns- und Oberstenstellen, und Reichthum, wodurch sie dann wieder im Lande Einfluß und Ansehen vergrößern konnten, um die Uebrigen niederzudrücken. Sie ließen sich auch aus Hochmuth adeln, und von den Königen Ordensbänder geben, und meinten dann, es bedeute etwas, und sie seien mehr als andere Schweizer.

Als die Könige solche Thorheit und Geldsucht der Eidsgenossen erkannten,brauchten sie dieselbe zu ihrem Vortheil; schickten Gesandte in die Schweiz, vertheilten Geschenke, gaben ihren Anhängern im Rath Gnadengehalte und Jahrgelder, und dafür wurden die Rathsherrn den ausländischen Fürsten ergebene Diener. Da war ein Kanton französisch, der andere mailändisch, der eine venetianisch, der andere spanisch gesinnt; eidsgenössisch aber selten einer. Das gereichte den Eidsgenossen zu großer Schmach. Als der deutsche Kaiser und der König von Frankreich zu gleicher Zeit wider einander um die Gunst der Kantone und um Kriegsknechte buhlten und markteten, trieb (1516) der französische Gesandte Hohn oder Schamlosigkeit zu Bern so weit, daß er die königlichen Jahrgelder an die Herren unter Trompetenschall austheilen ließ; in Freiburg die Thaler haufenweise an den Boden warf, und, indem er sie mit der Schaufel

zusammenscharfte, die Umstehenden fragte: „Klingt dies Silber nicht besser, als des Kaisers leeres Wort?“ So verächtlich wurden die Eidsgenossen ums Geld.

Bald sah man die zwölf Orte, nur Appenzell nicht, im Kriegsbund mit Mailand wider Frankreich, bald mit Frankreich wider Mailand. Auch ward Mailand mit Recht der Schweizer Grab geheissen. Es war nicht unerhört, daß man auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen für den Kriegslohn fechten und einander umbringen sah. Und dazu half sogar der geistliche Herr, Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkessüchtiger Mann. Je nachdem er belohnt ward, begann er Umtriebe in der Schweiz; bald für den König von Frankreich, bald für den Papst gegen Frankreich, der ihn dafür auch zum Kardinal und Gesandten in der Eidsgenossenschaft erhob.

Die Lohnkriege der Schweizer auf ausländischen Schlachtfeldern sind keine Freiheits- keine Ehrentriebe; doch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Niethlinge der Fürsten auch dort. Mit Beistand mehrerer Tausend Eidsgenossen unterwarf sich der König von Frankreich binnen zwanzig Tagen die gesammte Lombardei. Der vertriebene Herzog des Landes ging aber nachher mit fünftausend Schweizern, die er gegen Willen der Obrigkeit warb, zurück, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Da empfing der König von Frankreich von den Kantonen, mit denen er Bündniß hatte, zwanzigttausend Mann, behauptete sich in Italien, und gab den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden (1502 und 1503) die Landschaften Valenza, Riviera und Bellenz. Sobald aber der König glaubte, er könne die Schweizer entbehren, bezahlte er sie schlecht und unrichtig. Als bald schüttelte der Kardinal Schinner, zu Gunsten des Papstes und Venedigs, voll Freuden einen Geldsack mit fünfunddreißigttausend Dukaten. Sogleich zogen (im J. 1512) zwanzigttausend Schweizer und Bündner über das Alpengebirg, und mit den Venetianern vereint, gegen die Franzosen. Die Bündner be-

mächtigten sich der Länder Veltlin, Gläven und Worms. Sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehrt gehabt habe. Die Eidsgenossen der zwölf Orte aber unterwarfen sich die Landschaften Lugano, Locarno und Balmaggia oder Maynthal. Die Franzosen wurden aus der Lombardei vertrieben, und der junge Herzog Maximilian Sforza, ein Sohn des von den Franzosen Verstoßenen, ward zu Mailand wieder ins Erbtheil seiner Väter eingesetzt. Siegreich für ihn schlugen die Eidsgenossen bei Novarra (6. Brachmonat 1513) die Franzosen; zwar fielen zweitausend Schweizer, aber der Feinde zehntausend. Noch mörderischer war die zweitägige Schlacht bei Marignano (14. Herbstmonat 1515), wo kaum zehntausend Eidsgenossen gegen fünfzigtausend Franzosen stritten. Wohl verloren jene das Schlachtfeld, doch nicht die Ehre. Sie zogen traurig, die Feldstücke auf ihren Rücken geladen, die Verwundeten in der Heeresmitte führend, nach Mailand zurück. Die Feinde verloren den Kern ihres Heeres und nannten die Schlacht selber die Riesenschlacht.

Da machte der König von Frankreich, Franz I., über seinen Steg erschrocken, der einer Niederlage glich, folgenden Jahres ewigen Frieden mit den Eidsgenossen, und gewann durch Geld und Verheißungen die einen, daß sie ihm Kriegsvolk vermietheten, die andern, daß sie seinen Feinden nicht Werbung erlaubten. Also halfen die Eidsgenossen ihm nun abermals gegen den Kaiser und Papst und gegen Mailand, und der König errichtete mit ihnen (1521) einen Freundschaftsbund. Noch bluteten sie für ihn manches Jahr auf den welschen Schlachtfeldern, ohne Glück und Gewinn; doch macht' er sie alle zu Laufpathen seines neugebornen Söhnleins. Wirklich sandte jeder Kanton einen Abgeordneten zum Feste nach Paris, jeglichen mit fünfzig Dukaten Taufgeschenk. Lieber aber, als dieses Geschenk, ward dem König, daß die Schweizer ihm auf ersten Wink wieder sechs-

zehntausend Mann ihrer Krieger nach Italien zu Hilfe schicken. Als sie jedoch (20. April 1522) dreitausend der Ihrigen bei Bicocca verloren hatten, als (im J. 1524) von beinahe fünfzehntausend Andern, die in die Lombardei gezogen waren, kaum viertausend zurückkehrten, als die Schweizer endlich in der Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525), wo der König selbst Gefangener des Kaisers ward, sieben-tausend Mann einbüßten, verlor sich bei ihnen gemach die Sucht nach italienischen Kriegen.

---

31.

Wie die kirchliche Trennung der Schweizer  
den Anfang nimmt.

(Vom Jahre 1519 bis 1527.)

Die Lohnfeldzüge in die Lombardei, oder nach Neapel, nach Frankreich, nach Piemont, und wohin sie sonst noch für Mieth und Gaben gethan worden sind, haben auch gute Wirkungen gehabt. Der vermehrte Kriegsrühm brachte freilich dem Lande geringen Nutzen, und die Eroberung der italienischen oder emmetbergischen Vogteien, mehr Schaden, als Vortheil. Denn die Eidsgenossenschaft ward weder durch Besitz jener kleinen Landstriche, noch durch vermehrte Zahl ihrer Unterthanen, gegen die Macht ausländischer Fürsten stärker und sicherer, wohl aber durch innern Streit über das gefährliche Gut schwächer, und durch Schmach des Aemterverkaufs, der schlechten Verwaltung, der übeln Gerechtigkeitspflege tadelvoll in aller Welt. Am meisten gewannen geldgierige Kriegshauptleute und Landsögte. Einzelne Familien freilich wurden reich; die Unterthanen arm und verwildert.

Der bessere Gewinn aus jenen Feldzügen war, daß die Eidsgenossen nach großen Verlusten und Opfern endlich erkannten, es sei nicht gut für sie, die Hand in fremden Hän-